BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Theodor Preußer,

Schleswig-Holstein'scher Oberfeuerwerker,

als

Sieger gestorben bei Eckernförde

am 5. April 1849.

Mit Erzählungen

von

andern wackern Soldaten

herausgegeben

von

Fr. Bernhard.

Stuttgart,
Verlag von J. Scheible.
1849.

Der deutsche Soldat.

Wahre und schöne Geschichten

von

ruhmwürdigen Thaten

deutscher Krieger

aus neuer und neuester Zeit,

geschrieben

von

Fr. Bernhard.

„Für Deutschland d'rauf!"

Erstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag von J. Scheible.
1849.

112. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Königlichen Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg
in Stuttgart.

Theodor Preußer.

Ich ergreife mit Stolz und mit Schmerz zugleich die Feder, um ein Lorbeerblatt auf das Grabmal eines jungen Helden zu legen, den mein näheres Vaterland zu den tapfersten der Seinigen rechnen darf, und mit dessen Tode es einen Sieg bezahlt hat, der zu den glänzendsten und ehrenvollsten, wenn auch nicht zu den entscheidendsten der deutschen Geschichte gehört. Der erste Sieg deutscher Waffen über einen übermächtigen Feind zur See und der Name Theodor Preußer's sind eng verbunden; der fünfte April dieses Jahres hat uns um eine herrliche Waffenthat reicher, um einen jungen Helden ärmer gemacht. Seinem Gedächtniß möge neben Anderem auch diese kleine Denksäule errichtet werden.

Theodor Preußer war im Jahre 1825 in Rendsburg, einer Festung im nördlichen Holstein, geboren. Sein Vater, gegenwärtig Major a. D. im schleswig-holsteinischen, damals noch

dänisch genannten Heer, erzog ihn für die Waffen. Preußer ging in dem gewöhnlichen Alter nach Kopenhagen in die dortige Cadettenschule, wo die Officiere für das ganze Heer des früheren Gesammtstaates Dänemark gebildet wurden. Diese Anstalt ward nach alten, starren und geistlosen Regeln des alten Regiments verwaltet; sie war eine durchaus maschinenmäßig eingerichtete militärische Hochschule, und vor Allem war sie darauf eingerichtet, die Deutschen, die sich dort einfanden, durchaus im dänischen Geiste zu erziehen. Es war nicht zu verwundern, daß nur wenig deutsche Eltern Lust hatten, ihre Kinder in eine solche Anstalt zu schicken; von denen, die dorthin gingen, kehrten viele, der unerträglichen Pedanterie und des Dänenthums übermüde, nach kürzerer oder längerer Zeit zurück; die Anstalt gefiel den Dänen um so besser; sie schloß die Deutschen aus dem dänischen Gesammtheere aus und gab den Dänen eine lockende Zukunft für ihre Kinder. Die Folgen einer solchen Einrichtung zeigten sich im vorigen Jahre, als es Ernst ward zwischen Dänemark und Deutschland; Schleswig-Holstein hatte ein starkes und tapferes Heer, aber keine Officiere, um es zu führen. Umsonst hatten die früheren schleswigschen und holsteinischen Provinzial-Landstände um die Wiederherstellung der alten

deutschen Cadettenschule in Rendsburg, die man im Jahre 1814 nach Kopenhagen transportirt hatte, dringend und wiederholt gebeten; man hörte sie nicht, und da man auch Anderes nicht hörte, so that man klug, dieß nicht zu gewähren; man lähmte die Heeresmacht des selbstständigen Schleswig-Holsteins. Die Dänen wollten den Schleswig-Holsteinern alle Kraft zum Widerstand gegen ihre Unterdrücker rauben; und was vermochte die Tapferkeit der schleswigholsteinischen Soldaten ohne gründlich geschulte Oberofficiere? Es war nur Wenigen möglich, es in Kopenhagen auszuhalten; auch Preußer vermochte es nicht; er ging ab, und bestimmte sich damals der Landwirthschaft, ob er gleich keine besondere Neigung dazu verspürte. Zu solchem Waffenstande hatte er aber kein Vertrauen mehr; er wollte ein kräftiges, kühnes, lebendiges Leben, und sollte er das Leben dafür einsetzen; er fand todte Form und tödtenden Dienst; so verließ er Kopenhagen und seine Schule.

Als nun im vorigen Jahre der Kriegsruf durch die Herzogthümer ging, trat Preußer mitten unter die geringe Mannschaft, die unser Recht gegen unseren Landesherrn vertheidigen mußte. Ich will von der Geschichte des Krieges im Jahre 1848 nicht reden. Die schleswig-

holsteinischen Truppen waren ohne Anführung, wenn auch voll Muth und Kampflust, bei Bau, wo unsere Studenten die ältesten Soldaten durch ihre Tapferkeit in Erstaunen setzten, wo der fünfte Mann fiel und die Dänen dreimal so viel verloren, als wir, sah man es klar genug, daß dem jungen Heere nur zwei sehr wichtige Dinge fehlten, Anführer und Disciplin. Als sie Beides im Laufe des Krieges gefunden und erworben, lag es in der Politik der Mächte, die schleswig-holsteinischen Truppen sieglos nach Hause zu senden, um freie Hand für einen Frieden zu haben, der ihnen schwerlich lieb sein würde; kaum daß die Tann'sche Freischaar bei Hoptrup einmal ernstlich in's Gefecht kam, wo sie die Dänen schlug und gegen eine fast vierfache Uebermacht, 350 Mann ohne Artillerie gegen 1200 Mann, diesen ihre zwei Metallkanonen nahm. Die junge Mannschaft der Herzogthümer kehrte voll Grimm in das Winterlager zurück; sie hatte so oft sich den Dänen gegenüber gerühmt; in tiefem Schmerze sah sie die Hoffnung verschwunden, auf dem Felde der Ehre die Scharte von Bau auszuwetzen, und mit eigenen Waffen für ihr eigenes Recht zu fechten. Doch war der Friede immerhin nicht da; sie gelobte sich, daß, wenn sie die Waffen wieder ergriffe, sie nicht aus

dem Kampfe scheiden werde, ehe sie nicht den Namen Schleswig-Holsteins zu Ehren gebracht. Und sie hat Wort gehalten. Die Tage von Eckernförde und Kolding werden in der Geschichte deutscher Kriege ein ruhmvolles Andenken für sie erhalten.

Bei der Bildung des neuen, auf allgemeiner Wehrpflicht gebauten Heerwesens trat Preußer in die Artillerie und stieg zum Oberfeuerwerker; er ward gleich Anfangs mit dem Hauptmann E. Jungmann nach Eckernförde hinbeordert, um dort die neu erbauten Schanzen zu besetzen. Der Posten war von der äußersten Wichtigkeit, und es bleibt fast unbegreiflich, daß man den Eckernförder Hafen nicht gleich Anfangs viel stärker befestigt hat. Wenige Worte werden genügen, die strategische Bedeutung dieser Stellung klar zu machen.

Eckernförde, eine kleine Stadt von etwa 4000 Einwohnern im südöstlichen Schleswig an der Hauptstraße von Hamburg nach Jütland, zwischen Kiel und der Stadt Schleswig, liegt am südwestlichen innern Ende eines breiten und tiefen Meerbusens, ungefähr vier Meilen von Kiel, drei Meilen von der Stadt Schleswig und eben so weit von Rendsburg. Der Meerbusen, gegen Nordosten streichend und zwei deutsche Meilen von Eckernförde in die freie

Ostsee sich aufthuend, ist für die größten Schiffe zugänglich, und der Besitz von Eckernförde bedroht nicht nur jene drei Städte, sondern auch jede Verbindung eines nördlich stehenden deutschen Heeres mit dem Süden, mit dem deutschen Festland. In der That war der Plan der Dänen auf dieses Lager Eckernfördes gebaut. Die Dänen hatten Anfangs April den Norden Schleswigs mit ihrer Hauptmacht inne; sie hatten einstweilen Alsen, diese ungeheure Meeresfestung, stark besetzt; das deutsche Heer stand bei Flensburg, nördlich von Eckernförde, voran die Schleswig-Holsteiner gegen Norden; konnte man eine starke Diversion, einen Angriff im Rücken der Deutschen bei Eckernförde machen, so war die ganze Stellung des deutschen Heeres bedroht, wenigstens die Aufmerksamkeit getheilt. Die Dänen waren Herren zur See; der Kieler Hafen war sehr fest, und am Eingang in den Meerbusen durch die kleine Festung Friedrichsort beschützt, hätte er für die angreifenden Dänen manche Gefahr besonders beim Rückzug gehabt; auch lagen hier schon die schleswig-holsteinischen Kanonenböte; der Eckernförder Hafen dagegen war eine offene Bucht, in die man frei hinein- und herauskommen konnte. So entschieden sich die Dänen leicht für einen Angriff auf die letzteren; im Kriegsrath auf Alsen ward be-

schlossen, daß die Hauptmacht der Dänen baldthunlichst Eckernförde angreifen solle.

Man hatte deutscherseits einen solchen Angriff zwar vorhergesehen, aber nicht geglaubt, daß er recht ernstlich werden würde. Der Eckernförder Hafen war daher nur mit zwei Batterien beschützt. Die Nordbatterie, die stärkste von beiden, lag im Norden des Hafens auf einer kleinen Landzunge, und bestand aus acht Stücken, worunter zwei 84pfündige Bombenkanonen. Die Südbatterie dagegen, obgleich nothwendig die am meisten dem Angriff des Feinds ausgesetzte, hatte nur vier Stücke, 18pfündige Vollgutskanonen. Beides waren geschlossene Schanzen. Das Hauptkommando lag in der Nordbatterie.

Schon am vierten April Nachmittags zeigte sich am Eingange der Eckernförder Bucht die dänische Flotille, bestehend aus dem Linienschiffe Christian VIII., zu 84 Kanonen, der Fregatte Gesion, *) eigentlich nur zu 48 Ka=

---

*) Das Linienschiff Christian VIII. hat seinen Namen von dem verstorbenen Dänenkönig gleiches Namens, welcher sein Möglichstes gethan hat, die uralte Rechtsverfassung Schleswig=Holsteins umzustoßen, nach der beide unzertrennlich verbunden, aber mit Dänemark nur durch die Person des Monarchen verknüpft sein sollten. Die Dänen wollten aber Schleswig von

nonen gebohrt, aber mit 56 Stücken armirt, 2 Dampfschiffen, 1 Corvette, 1 Brigg und 3 Transportschiffen. Sie ankerte bei Noer, am Eingang der Bucht. Man erkannte die Absicht, einen Streich auf die Stadt auszuführen. Der Hauptmann Jungmann inspicirte nochmals die Batterien. Auf der Südbatterie waren nicht mehr als 32 Mann Artilleristen, lauter schleswig-holsteinische Rekruten, die zum erstenmale den Feind sahen, und 30 Mann Infanterie aus dem Thüringer Land. Jungmann erkannte die Tüchtigkeit Preußer's; er erklärte ihn zum Commandanten der Schanze und kehrte auf die Nordbatterie zurück. Die Nacht verging still. Die Ankunft der Flotille war mit dem Feldtelegraphen nach Stadt Schleswig gemeldet. Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg kam früh mit seiner halben Batterie an; als er sah, daß die Schiffe keine Bewegung machten, kehrte er zurück. Der Morgen graute jetzt. Ein scharfer Ostwind stand gerade in den Hafen hinein; er ward immer lebhafter; die Dänen glaubten mit den deutschen Batterien leichtes Spiel zu haben; sie lichteten mit dem frischen

---

Holstein und Deutschland los und nur allein an sich reißen. — Die Gefion hat den Namen von einer Göttin der alten heidnischen Dänen; von ihr, hieß es, habe die älteste dänische Königsfamilie abgestammt.

Winde um 6½ Uhr die Anker, und das Linienschiff voran, gingen sie in majestätischer Fahrt gerade auf die Stadt zu.

Die Nordbatterie liegt einen Kanonenschuß weiter von der Stadt an dem Ufer des Hafens als die Südbatterie. Die Flotille mußte sie passiren, um die Südbatterie angreifen und ihren Zweck erreichen zu können. Punkt sieben Uhr donnerte der erste Schuß über das Meer; der Kampf mit der Nordbatterie war eröffnet. Das Linienschiff und die Fregatte legten sich dicht vor dieselbe. Ein wüthendes Feuer ward eröffnet. Nach etwa zwei Stunden antwortete die Batterie schwach und schwächer; es waren mehrere Geschütze in Unordnung gerathen und für den Augenblick unbrauchbar geworden. Der Hauptmann Jungmann vermochte trotz heldenmüthigen Kampfes nicht mehr dem so sehr überlegenen Feinde die Waage zu halten. Der dänische Commandeur Paludan glaubte jetzt an den Sieg. Es blieb nur noch die Südbatterie. Er wendete das Schiff von der Nordbatterie weg nach der Südbatterie; die Entscheidung lag jetzt in den Händen dieser sechzig Männer mit ihren vier Kanonen gegen 140 Kanonen und 1600 Mann. Das Linienschiff legte seine Breitseite gerade gegen die Batterie; links von ihm legte sich die Gefion, um die

Batterie ihrer ganzen Länge nach zu bestreichen. Es war $10^1/_2$ Uhr Morgens.

Als die jungen Leute auf der Südbatterie, die bisher nur noch ein secundäres Feuer von geringer, nicht entscheidener Wirkung unterhalten hatten, die mächtigen Schiffe herankommen sahen, trat Preußer unter sie und sagte: Wir sind hier hereingekommen, um den Dänen zu zeigen, mit wem er zu thun hat: nun wollen wir uns die Hand geben, daß wir diese Batterie nicht verlassen, bis auf den letzten Mann und den letzten Schuß Pulver! Die jungen Krieger gaben sich die Hand, und als die erste glatte Lage vom Linienschiff kam, begrüßten sie sie mit einstimmigem Hurrah! Einigen war es freilich schwer um's Herz, daß sie scheinbar ohne Hoffnung auf Sieg mit so unerhörter Uebermacht kämpfen sollten; aber Preußer eilte von Kanone zu Kanone, ermunterte, lobte, spornte an; kaum sahen seine Truppen, daß ihre Kugeln nicht ganz unwirksam seien, so wuchs ihnen der Muth, und bald ward aus einem rein verzweifelten Widerstande ein planmäßiges Gefecht, in welchem die kleine Südbatterie von Stunde zu Stunde mehr das Uebergewicht gewann. Preußer hatte in Erwartung des Angriffes, die ganze Nacht hindurch glühende Kugeln in Bereitschaft ge-

halten; mit diesen begrüßte er die Schiffe; eine Stunde dauerte dieß Gefecht, dann mußte man zu ordentlichen Patronen greifen. Während dessen riß eine Kanonenkugel die deutsche Flagge nieder, und die Dänen begrüßten diesen Zufall mit lautem Hurrah! Aber Preußer sprang mitten im wüthendsten Kugelregen auf die Brustwehr und richtete selbst die neue Stange mit der deutschen Flagge wieder auf. Sie wehte wieder lustig im Winde mit ihren ernsten Farben; es war ihr Ehrentag! Die erste Stunde war kaum vergangen, als schon der Feind merkte, daß er hier alle seine Kraft nöthig haben werde, nicht um zu siegen, sondern um nur nicht besiegt zu werden. Er rief durch Zeichen die Fregatte näher heran, ging dicht bis an die Batterie, kaum zweihundert Schritte vom Ufer, wo der Badeplatz der Jugend meiner kleinen Vaterstadt ist, und wo eine Sandbarre, eine lange Sandmauer unter dem Wasser, die gewöhnlich nur 6 Fuß Wassertiefe hat, sich plötzlich 6 Faden oder Klafter tief, also 24 Fuß in die Meerestiefe hinabsenkt. Hier warfen beide Schiffe gegen Mittag Anker; die entscheidende Stunde kam, und jetzt begann ein wunderbarer Kampf. Beide mächtige Schiffe sendeten Lage auf Lage, immer 20, 30 Kanonenkugeln auf einmal, gegen die kleine

Batterie, Vollkugeln und Kartätschen wechselten ab; meilenweit hörte man den Donner der wüthenden Geschütze; Hunderte von Kugeln, bald tausende, wühlten in dem Erdreich der Schanzen, tanzten über die Felder; die Luft klirrte wie Erz; die ganze Wuth des Kampfes war entfesselt. Aber mit unerhörter Kaltblütigkeit antworteten ihnen die vier deutschen Kanonen! Wenn die jungen Krieger den Blitz der Schiffskanonen sahen, bückten sie sich hinter ihre Brustwehr; dann richteten sie sich auf und langsam hinter einander, aber mit wohlgezielten Schüssen und zerschmetternder Wirkung antworteten sie den Dänen. Mit Erstaunen erzählen alle Augenzeugen einstimmig, daß fast kein einziger Schuß fehlgegangen; Kugel um Kugel traf die Schiffskörper wie Harpunen den Wallfisch; man hörte sie einschlagen, daß der Bauch der Schiffe stöhnte; man sah die Wirkung: Splitter flogen, Taue wehten zerschossen im Winde; der Muth wuchs den Deutschen, sank den Dänen; schon sammelten sich auf den unfernen Anhöhen des Strandes Zuschauer zu diesem wundervollen Zweikampf; der wüthende Donner der Kanonen, in Kiel, Rendsburg und Schleswig deutlich vernommen, rief auch ferner Wohnende herbei, sie sahen, wie die Schiffe das Aeußerste versuchten, wie

die tapfere Mannschaft der kleinen Batterie unerschütterlichen Muth ihnen entgegensetzte. Es ward Mittag; es ward ein Uhr; es ward zwei Uhr; noch immer derselbe Kampf. Aber mit der Sonne, die jetzt sich zu neigen begann, neigte sich auch der Tag zu Gunsten der Deutschen; und mit stolzer Hoffnung sahen sie, wie die Schiffe beide mit Manövern begannen, um den verderblichen, nur nach Nordosten offenen Hafen zu verlassen. Da aber zeigte es sich, daß der Wind eine Entfernung aus dem Hafen nicht zuließ. Das Linienschiff war der Sandbarre so nahe gekommen, daß sein Ruder aufstieß; es setzte Segel bei, um zu laviren; der Wind aber stürmte von Osten gerade in den Hafen hinein; es war nicht mehr möglich, den Kampfplatz zu verlassen; jetzt mußten sie wirklich siegen oder fallen. Zu gleicher Zeit stieg eine leichte Rauchwolke aus dem Innern des Linienschiffes empor und dem Kapitän Paludan ward die bedenkliche Nachricht gebracht, daß Feuer im Schiffe sei, ohne daß man den Sitz desselben finden könne. Jetzt war es hohe Zeit, an die eigene Sicherung zu denken, und mit Jubel sahen die Deutschen plötzlich die weiße Parlamentärflagge auf beiden Schiffen in die Höhe steigen, zum Zeichen, daß die Noth groß geworden. Es war 2½ Uhr. Ein dänischer

Parlamentär stieg an's Land und forderte freien Abzug für beide Schiffe, sonst würden sie die Stadt beschießen. Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, der in der Stadt commandirte, entgegnete, wenn die Dänen eine solche Barbarei verantworten könnten, so möchten sie ihr Aeußerstes thun; er werde sie nie aus dem Hafen lassen. Die Bürger der Stadt kamen herzu und erklärten, man möge auf sie und ihre Habe keine Rücksicht nehmen; sie gäben Alles preis, wenn nur der Feind überwunden werde. Dann verließen sie mit Frauen und Kindern die bedrohten Gebäude. Der Parlamentär aber brachte jene Nachricht auf das Schiff zurück, und beiderseits rüstete man sich nun zu neuem Kampfe, die Deutschen in Hoffnung eines herrlichen Sieges, die Dänen niedergeschlagen, hoffnungslos, nur noch dem Befehle gehorchend.

Während der kurzen Waffenruhe, die jetzt eintrat, riefen die Telegraphen der Deutschen nach Hülfe und Munition für die Südbatterie; die Nordbatterie, in der man unter heftigem Feuer an den Geschützen munter arbeitete, die im Anfange in Unordnung gekommen waren, konnte Alles wieder herstellen; zugleich kam die halbe nassauische Feldbatterie aus der Stadt Schleswig an, und ward rechts von der Süd-

batterie postirt, der Fregatte gegenüber. So war Alles Leben und Bewegung am Ufer; ganz anders dagegen sah es auf den Schiffen aus. Die Fregatte lag ganz still, ohne Versuch, eine bessere Stellung einzunehmen, mit dem Spiegel (breiten Hintertheil) gegen die Nassauer; auf dem Linienschiffe sah man die Mannschaft Munition und Pulver hinauswerfen; der Zustand mußte traurig sein. Endlich war die Zeit verstrichen. Mit dem Schlage vier löste die Südbatterie ihren ersten Schuß, die Nassauer bestrichen mit ihren Sechspfündern und Kartätschen das ganze Verdeck der Gefion, von der Nordbatterie flogen die Kugeln wieder herüber; die Schiffe antworteten mit furchtbaren Salven. Da signalisirte der Christian dem außenliegenden Dampfschiffe, um ihn und die Gefion aus dem Gefecht zu holen; gelang es, so war der rechte Preis des Tages dahin; das Dampfschiff kam in voller Fahrt heran; aber kaum in guter Schußweite von der Nordbatterie ward es von einer einzigen Lage derselben so zugerichtet, daß es mit Mühe wieder das offene Meer erreichte; es mußte, selbst in Noth, der wachsenden Noth der beiden großen Schiffe thatlos zusehen. Diese waren nun ganz auf sich selbst verwiesen. Jetzt beschossen sie auch die Stadt, die Kugeln schlugen in die Dächer

und die Häuser; der furchtbare Donner übertönte das Gekrach der Balken und Gesteine, das Geklirre der Fenster; besonders das Christians-Pflegehaus litt unter den Geschossen; man hatte die Invaliden und Kinder aus diesem Hospital fortgeschafft, nur die Kranken konnte man nicht fortbringen; hier ward eine 82jährige Frau in ihrem Bette von einer Kanonenkugel erschossen, die sich den Weg durch zwei feste Mauern brach; doch blieb sie das einzige Opfer. Die deutschen Batterien, siegesfroh, antworteten immer lebhafter; schon zeigte die Fregatte durch unentschiedene Manöver, daß ihr Zustand höchst bedenklich sei; sie schoß wenig und immer weniger; die nassauische Batterie hielt auf sie mit trefflichen Schüssen; ihr Steuerruder ward verletzt, und eine Kugel allein soll mehrere Kanonen demontirt haben. Die Mannschaft verlor den Muth; der vierte Theil der Besatzung war todt oder verwundet; sie verließ ihren Platz und legte sich vor die Stadt links von der Südbatterie. Die Nassauer folgten ihr. Das Linienschiff krachte unter den Kugeln der beiden Batterien; eine Kanone der Südbatterie hatte ein Stück von ihrer Mündung verloren; sie feuerte nach wie vor; Preußer stand mitten unter seinen Leuten. „Ich lasse mein Leben, ehe ich die Schiffe aus dem Hafen

lasse!“ rief er. Die Kanoniere arbeiteten, geschwärzt von Pulver, müde, seit 7 Uhr im Kampf, aber unerschütterlich. Einer fiel, neben ihm ein Anderer, dem eine Kartätsche den Adler von dem Helm riß. Nach einiger Zeit erwachte er; seine erste Frage war in seinem Plattdeutsch: „Nun, wie weit seid Ihr jetzt?“

Die Sonne neigte sich. Die deutsche Fahne war von Kugeln durchlöchert, aber sie hatte gesiegt. Mit ungeheurem Jubel sah man vom Ufer die beiden Danebrogfahnen, die stolzen Fahnen der Schiffe, sinken und die weiße Flagge aufziehen. Ein Parlamentärboot kam an's Land; Paludan und der Kapitän der Fregatte sendeten ihre Degen und übergaben beide Schiffe mit aller Mannschaft kriegsgefangen an den Commandanten des Platzes, den Herzog von Sachsen-Coburg. Die wackern deutschen Truppen brachen in unendlichen Jubel aus; der Herzog rief: dieß ist der schönste Tag meines Lebens! Paludan kam mit mehreren Offizieren an's Land, 650 Matrosen und Seesoldaten mit ihm; kaum abgestiegen, erklärte er, es sei Feuer im Schiffe; es rettete sich, wer da konnte. Die Nachricht ward von den Siegern mit Entsetzen aufgenommen — was sollte aus den armen Verwundeten werden? Jetzt zeigte sich der hohe Sinn Preußer's im schönsten Lichte.

Nachdem er den stolzen Feind besiegt, eilte er, der Erste, um die Ueberwundenen zu retten. Umsonst bat und warnte man ihn; er bestieg ein Boot und ging an Bord des brennenden Linienschiffes, wo noch ungefähr 250 Mann sich befanden. Schon drang dichter Rauch aus allen Luken (Läden); die glühenden Kugeln hatten gezündet, Niemand wußte, wo das Feuer sei; der Zustand im Innern des Schiffes war fürchterlich; an Rettung war nicht mehr zu denken. Paludan hatte das Schiff so spät übergeben, daß alle Verwundeten hoffnungslos verloren waren. Mehrere Offiziere, theils verwundet, theils heil, und tapferen Sinnes, die nicht von ihrem stolzen Schiffe und von der übrigen Mannschaft weichen wollten, waren noch an Bord; Alles stürzte nach den Booten; Preußer übernahm das Commando; es war zu spät; mit unbeschreiblicher Angst sah man die Flammen vom Strande aus an den Tauen in die Höhe lecken; schon brannten Segel und Taue, der Ostwind trug die Funken hin und her; plötzlich eine furchtbare Explosion; eine ungeheure Feuersäule hob sich gen Himmel; Masten, Segel, Holz, Menschen flogen in die Luft unter unbeschreiblichem Donner; eine Secunde, und von dem prächtigen Linienschiffe saß nur noch der todte Kiel (der untere starke

Rückgrat des Schiffs) und ein Theil des Vorderdecks auf dem Meeresgrunde. Es war acht Uhr Abends. Eine feierliche, athemlose Stille herrschte einen Augenblick; dann mischte sich unter den Jubel der Schmerz um den theuren Preis, um den man ihn erkämpft; mit den 250 Dänen hatte das furchtbare Ereigniß auch den tapferen, edlen Preußer in den Fluthen des Meeres begraben!

Der Tag war zu Ende. Die Deutschen gingen an Bord der Fregatte; dreihundert Gefangene stiegen an's Land, unter ihnen der Kapitän und die Offiziere; vierzig Mann waren gefallen, sechszig Verwundete trug man in die Hospitäler. Als die Sonne sank, sah sie die schwarzrothgoldne Flagge zum ersten Mal auf einer deutschen, mit der Arbeit Eines heißen Tages gewonnenen Fregatte. Die Kraft der dänischen Marine war gebrochen, der Krieg mit Dänemark war glänzend begonnen! Wie ein Sturm verbreitete sich die Botschaft des Unglaublichen durch das Land, daß vier 18pfünder gegen 140 Kanonen den Sieg davon getragen, ein Linienschiff vernichtet, die schönste dänische Fregatte genommen; und daß der Held des Tages, im edelsten Bemühen, ein Opfer nicht feindlicher Kugeln, sondern eignen Edelmuthes geworden. Wie pries man die Schles-

wig-Holsteiner, die Nassauer, den Herzog, Alle, welche Theil gehabt an diesem schönen Tage; wie beklagte man, daß auch dieser Sieg nicht ohne ein so theures Opfer gewonnen! Welch' eine Laufbahn mag mit jenem jungen Helden untergegangen sein! Jetzt deckte ihn und seine Feinde das Meer mit gemeinschaftlichem Schweigen.

Am andern und den folgenden Tagen kamen Tausende von Beschauern in die kleine Stadt. Auch ich eilte hin nach meinem Geburtsorte, dessen Name jetzt nicht wieder vergessen werden wird. Es war ein eigenthümlicher, fast wunderbarer Anblick. Der Kiel und das Untertheil des großen Schiffes ragte noch aus dem Wasser hervor; die Wellen gingen fast darüber hinweg; noch immer brauste derselbe Ostwind, der am Tage vorher die Schiffe gebracht hatte, aber sie nicht wieder hinausbringen sollte; dennoch brannte das Wrack (die Trümmer des Schiffs) die ganze dunkle Nacht hindurch von Wellen und Wind ungelöscht zwei Nächte und einen Tag, wie seltenes Leuchtfeuer! Der ganze Meeresstrand war mit Trümmern aller Art bedeckt, ganze und halbzerschlagene Boote, Segel, Stangen, Geräthe, Kleidungsstücke lagen da umher; Fässer mit Eßwaaren und Getränk, Ruder, Taue, theils noch im Wasser,

theils an den Strand geworfen. Hunderte von Beschauern, frohen Muthes, gingen an den Strand, besahen die Trümmer, sammelten sich Holzstückchen und Anderes zum Andenken; Wachen gingen daneben mit gemessenem Schritte auf und ab; die kleine Batterie, welche vor Allen die That vollbracht, lag da reinlich und ordentlich, als wäre Nichts vorgefallen; nur die Grasdecke war spurlos unter den Tausenden von Kugeln verschwunden, die in ihrem Erdreich steckten, und die deutsche Fahne war von Kugeln halb zerrissen, aber wie sie lustig wehte im Winde, stolz auf ihre junge Ehre und den herrlichen Tag, den sie gesehen! Dann und wann entstand ein feierliches Schweigen, die Wellen hoben einen Leichnam aus der Tiefe und trugen ihn an den Meeresstrand zu dem Leichnam des stolzen Schiffes; Männer hoben ihn auf und trugen ihn fort zu ehrenvollem Begräbniß. Wie das nun durch einander fluthete und drängte, die freudige Menge, die ernsten Truppen, Wind und Welle, die Flammen des Wracks in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel, die deutsche Fahne, weiterhin die kleine Stadt mit ihren durchlöcherten Dächern und hin und wieder durchschossenen Mauern, daneben die deutsche Gefion mit ihren 56 Kanonen und ihrer deutschen Flagge, noch durch-

bohrt von unsern Kugeln und noch der Blutspuren nicht frei von dem heißen Tage, war es ein lebendiges und seltenes, aber zugleich ein stolzes Bild für einen Deutschen, der diese Grundsteinlegung der deutschen Flotte mit dem Jubel seines ganzen vollen Herzens begrüßen durfte! Wem wird es zu Theil, ein Aehnliches wieder zu sehen!

Am folgenden Tage trat ein feierlicher Augenblick ein. Die Wellen trugen einen Leichnam an den Strand, in dem die trauernden Kameraden ihren edlen Führer, den tapfern Preußer, erkannten. Sie hoben ihn auf und trugen ihn im langen Zuge zur Stadt. Hier ward er mit allen militärischen Ehren, unter Begleitung aller in Eckernförde stationirten Truppen mit ihren Officieren, begraben. Dort ruht er nun dicht bei dem Schauplatz seines Sieges, eine früh geknickte stolze Eiche, dem das Schicksal in einen Tag seines kurzen Lebens Alles zusammengedrängt hatte, was Waffen, Tapferkeit und Edelmuth einem Einzelnen so oft nicht in einem ganzen Menschenleben verleihen: einen fast beispiellosen Sieg mit höchstem Ruhme erfochten, glänzendste Ehre für seinen bisher unbekannten Namen, und einen edelmüthigen Tod für die Rettung der von ihm überwundenen Feinde. Deutschland ist um

eine Heldenthat reicher, um einen Helden ärmer. Aber so lange Heldenmuth und Menschenliebe noch einen Platz in der Erinnerung deutscher Geschichte finden, so lange wird sein Name ein Schmuck deutscher Waffenthaten bleiben. Sein näheres Vaterland, Schleswig-Holstein, hat ihn betrauert; sein Feldherr, der General der schleswig-holsteinischen Armee, ernannte durch einen Tagesbefehl ihn noch nach seinem Tode zum Officier, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sein Name unter dem Officiercorps für immer zum Andenken an diesen Sieg aufgeführt werden sollte; und mit tiefster Bewegung hörte man seinen greisen Vater, um seinen einzigen Sohn weinend, mitten unter den Thränen, ausrufen: „Und hätte ich noch zehn Kinder, ich wünschte ihnen allen kein edleres Loos!

Das ist die Geschichte des 5. April dieses Jahres, des Tages von Eckernförde, der von Allen am meisten unserem Preußer gehört. Möge er in Liebe und Ehre ein Muster für die jungen Heeren des Volkes sein, von dem schon vor vierzehn Jahrhunderten ein großer Geschichtschreiber, der unter den deutschen Siegen zusammenbrechenden römischen Weltherrschaft schrieb, daß kein Nachbarvolk sich an

Tapferkeit auch nur mit ihm zu vergleichen wage!

Kiel, im Mai 1849.

L. Stein.

* * *

So haben deutsche Soldaten sich geschlagen für ihre Vaterland, mögen die Herren Diplomaten und Staatsmänner sich ein Beispiel daran nehmen! Mögen sie auf ihr Gewissen, auf die Geisterstimmen der edlen Gefallenen horchen, ehe sie auch nur einen Finger bieten zu einem Frieden oder Waffenstillstand, der des deutschen Vaterlandes und Schleswig-Holsteins Ehre, Freiheit und Wohlstand irgend zu nahe träte. Gibt's zu ehrenvollem Frieden nicht Raum, so laßt nur den deutschen Soldaten machen, ihr Schwachgläubigen sollt sehen, was für eine Arbeit diese deutschen Soldaten zu machen verstehen!

Welcher deutsche Soldat unterschreibt das nicht, und wenn es sein soll, mit seinem Blute versiegelt?

Kleinere Geschichten.

---

1. Die braven badischen Jäger in Hersfeld.

Hersfeld, an dem Fuldaflüßchen im Kurfürstenthum Hessen, ist eine ziemlich große und wohlhabende Stadt, welche von ungefähr 5000 Menschen bewohnt wird und viele Tuch- und Wollenzeug-Fabriken hat. Diese Stadt hatte durch die Ermordung eines französischen Officiers, welche gegen Ende des Jahres 1806 daselbst geschah, Napoleon's Zorn auf sich geladen. Der französische Kaiser, der damals mit seiner Armee gegen die Preußen und Russen in Polen stand und über die unruhigen Bewegungen entrüstet war, welche er hin und wieder in den eroberten, von ihm unterdrückten und ausgesogenen deutschen Ländern bemerkte, beschloß jetzt, an Hersfeld ein schreckendes Beispiel zu geben, befahl, die Stadt zu plündern und niederzubrennen. Jedoch wurde auf Fürbitte

der Commandanten von Kassel und Hersfeld rücksichtlich derjenigen Einwohner, welche an dem Morde unschuldig waren, die Strafe dahin gemildert, daß die Stadt geplündert, aber nur vier Häuser derselben verbrannt werden sollten. Immer noch ein hartes Schicksal, da eine solche Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf hat, selten ohne andere Gräuel und selbst Mordthaten vorübergeht.

Es war im Februar 1807, als Napoleon's zweiter Befehl ankam. Der badische Obristlieutenant Lingg befand sich gerade mit seinen Jägern als Commandant zu Hersfeld, und ihm wurde daher die Vollziehung der Strafe übertragen: ein sehr unangenehmer Auftrag für sein Herz! Er wünschte die unglücklichen Leute zu retten, und doch gebot ihm die Pflicht des Soldaten, zu gehorchen. Um Beides zu vereinigen, suchte er einen Ausweg und machte folgenden gewagten Versuch.

Als nämlich die fürchterliche Stunde schlug und die wirbelnde Trommel den beängstigten Einwohnern die Nähe ihres Unglücks verkündete, eilten die badischen Jäger auf den Sammelplatz, während durch die ganze Stadt das Klagegeschrei der Flüchtenden und Fliehenden gehört wurde. — Aber der edle Commandant trat vor die Reihen seiner Soldaten und stellte

ihnen mit rührenden Worten die unglückliche Lage Hersfelds lebhaft vor die Augen, bis er glaubte, ihre Herzen hinlänglich bewegt zu haben. — „Soldaten!" sprach er sodann, „die Erlaubniß zu plündern fängt an; wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Gliede!" — Eine ernste Stille herrschte; — nicht ein einziger Mann trat heraus. — Der Commandant wiederholte den Aufruf, aber kein Fuß bewegte sich in den Reihen der Soldaten. Alle fühlten sich zu groß, als daß sie sich an dem Eigenthum der unglücklichen deutschen Brüder hätten vergreifen wollen: ein deutlicher Beweis, daß im Herzen des Soldaten das Menschengefühl rege ist, wenn er nur das schöne Beispiel seines Anführers vor Augen hat.

Auf diese Art wurde die Plünderung von Hersfeld abgewendet. Die Herzen der unglücklichen Bewohner ergriff eine unbeschreibliche Freude und das Gefühl der heißesten Dankbarkeit.

Sonntags den 22. Februar wurde der Gottesdienst dazu bestimmt, der göttlichen Vorsehung für die Rettung der Stadt zu danken. Der Prediger nannte dabei den badischen Commandanten als den Schutzengel, den ihnen Gott gesandt habe, und die Augen aller Anwesenden schwammen in Thränen.

Nach geendigtem Gottesdienst wurde eine eigene Gesandtschaft an den Commandanten geschickt, welche ihm im Namen der ganzen Stadt ein Schreiben überreichte, worin ihm das Gefühl ihres unaussprechlichen Dankes ausgedrückt war. Zugleich wurde er darin ersucht, ein Geschenk, welches die Gesandtschaft überbrachte, als ein geringes Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Das Geschenk, welches sie ihm übergeben wollten, bestand in einer großen Summe Geldes; aber der Commandant, im hohen Gefühle, daß sich keine edle That mit Geld bezahlen lasse, schickte dasselbe durch die nämliche Gesandtschaft wieder zurück, nebst einem Schreiben, worin er ihnen für das angebotene Geschenk, als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit, dankte. Auch später nahm er nichts an, außer einem Gedicht, welches ihm am 5. März, vor seinem Abmarsch, von einigen Knaben im Namen der Bürgerschaft überreicht wurde, worin diese nochmals die innigen, unauslöschlichen Dankgefühle ihrer Herzen ausdrückte.

Der neunundsiebenzigjährige Großherzog von Baden, Karl Friedrich, war freudig gerührt über diesen Edelmuth seiner Krieger. Als der Commandant bei seiner Rückkehr vor ihm erschien, brach der greise Fürst in die Worte

aus: „Ach, da kommt der Mann von Hersfeld!“ — Der beste Lohn war freilich der, den der Anführer und seine ebenso braven Soldaten gewiß in ihrem Innern fanden. Und wenn einer von diesen braven Männern jetzt mit der Krone der Ehren, den grauen Haaren und einem guten Gewissen, geschmückt, oder ein Sohn oder Enkel von ihnen diese Worte liest, so reichen wir und jeder gute Deutsche ihm die ehrerbietige Bruderhand. Solche deutsche Bruderliebe und solch ehrliebende Soldaten — und Deutschland muß zu hohen Ehren kommen!

---

2. Der standhafte Posten.

Als Napoleon im Frühjahr 1815 von seiner Verbannung auf der Insel Elba nach Frankreich zurückkam und sich wieder zum Kaiser aufwarf, sah es sogleich so aus, daß es zu einem neuen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich kommen mußte. Die deutschen Truppen besetzten alsbald die Grenzen bis hinunter nach den Niederlanden. Ein hannöverischer Cavallerist wurde, ehe noch der Krieg eigentlich ausgebrochen war, hier auf einer Brücke, welche die Grenze bildete, auf den Posten gestellt.

Auf der andern Seite der Brücke stand nahe dabei ein zwanzig Mann starkes französisches Piket. Der Reiter hatte den Befehl, nur dann Feuer zu geben, wenn von der französischen Seite Jemand herüberkäme, und nur dann, wenn eine größere Anzahl der Feinde sich sehen lasse, seinen Posten zu verlassen und das deutsche Piket davon zu benachrichten. An dem Tage, wo die Kriegserklärung den Franzosen bekannt wurde, riefen die Franzosen dem Feinde zu, er möge die Brücke verlassen, widrigenfalls sie ihn vom Pferde schießen würden, da die Brücke zu Frankreich gehöre und sie da keinen Posten dulden könnten. Der Reiter lachte und sagte: „Er werde, wenn sie auch Alle auf ihn schössen, ohne Befehl seines Posten-Commandanten die Brücke nicht verlassen — viel weniger aber durch ihr Sprechen sich davon bringen lassen.“ — Man schoß mehrere Male auf ihn; allein der brave Soldat behauptete seinen Platz. Ehe jedoch der Befehl des Posten-Commandanten, daß der Reiter von der Brücke abgehen solle, an ihn gelangte, stürzte er, von einer Kugel getroffen, vom Pferde, und als die abgeschickten Leute von der Patrouille ihn aufhoben, um ihn zurückzutragen, sagte er: „Ja, tragen muß ich mich wohl lassen, aber weggeritten wäre ich nicht und hätten die

Kerls bis diesen Abend auf mich geschossen!“ Er kam in's Hospital und wurde zur Freude seiner Vorgesetzten und Kameraden glücklich wieder hergestellt.

Das war echt hannöverisch standhaft und unerschrocken!

---

3. Wie Soldaten eine Barrikade bauen,

und erst noch preußische Soldaten! Das geschah am 16. Juni 1815 bei Ligny, in den belgischen Niederlanden. Wie Napoleon also wieder Kaiser der Franzosen geworden war, griff er zuerst den Blücher und seine Preußen an. „Denn,“ sagte er, „wenn ich den Blücher nicht angreife, so greift er mich an, wo ich mich auch hinwenden mag.“ Denn der alte graue Blücher wollte von dem Frieden, der schon über ein Jahr gewährt hatte, wieder einmal ausruhen, und meinte, das könne für einen Soldaten am besten in einer rechten Schlacht geschehen. Er blieb auch in derselben, als er seine Reiter selbst gegen den Feind führte, unter seinem todtgeschossenen Pferde liegen, und die französischen Schwadronen ritten hart an ihm vorbei. Als seine Reiter das merkten,

brachen sie wie toll wieder vor, zogen ihn aber bewußtlos unter seinem Pferd hervor. Als er wieder zu sich kam und der Wundarzt seine Schäden mit Geistern einreiben wollte, trank er das Glas aus mit den Worten: „Auswendig nützt das Ding nichts!"

Bei der Gelegenheit ging es besonders in dem Dorfe Ligny gar scharf und heiß her. Das zweite Batallion des 19. Infanterieregiments hatte einen Garten am Dorfe gegen die Sturmkolonnen der französischen Garde zu vertheidigen, es war ein sehr wichtiger Posten. Die Lehmmauer, welche den Garten einschloß, war schon an mehreren Stellen niedergeworfen und die Preußen hatten damit eine gute Brustwehr verloren. Da rief Graf Henkel: „Schlagt mit den Kolben drein und baut eine neue Brustwehr aus den Franzosen selbst!" Gesagt, gethan! Bald waren so viele von den anstürmenden Feinden erschlagen, daß sich eine neue Brustwehr aufgethürmt hatte, hinter welcher die braven Deutschen bedeutenden Schutz gegen die feindlichen Kugeln fanden.

---

4. Guter Rath für einen kleinen Leutenant.

Da es dem Vernehmen nach hie und da einen jungen Leutenant gibt, welcher wohl seinen Bart, aber nicht die ihm unterstellte Mannschaft zu übersehen vermag, so erlauben wir uns, nachfolgende Geschichte unterthänigst zu rapportiren.

Ein solcher Lieutenant, noch sehr klein von Statur, führte die preußischen Plänkler in derselben mörderischen Schlacht bei Ligny am 16. Juni 1815. Die Grenadiere von drei französischen Infanterieregimentern hatten trotz des wüthendsten Widerstandes den höher gelegenen Theil des Dorfes Ligny erstürmt. Die Preußen wollten ihn wieder nehmen, ein brandenburgisches Regiment voran. Der Lieutenant, welcher die Plänkler dieses Regiments befehligte, war also noch gar jung und klein. Er fürchtete daher, seine Leute möchten ihn im Gedränge nicht sehen, und es werde ihm selbst unmöglich sein, das Gefecht zu übersehen und zu leiten. Er legt eine Leiter an einen vorstehenden Stall, steigt auf den Grat des Dachs, von wo aus er die ganze Straße und das Gewirre darin überschauen kann, setzt sich darauf, wie ein General auf sein Pferd, hinter sich

desgleichen rücklings der Hornist mit seinem Signalhorn, und commandirt von hier aus seine Mannschaft, obgleich die Franzosen eine Menge Dachziegel neben ihm mit ihren Kugeln zerschmettern.

Darum, unser Herrgott und ein rechter Soldat, die sehen nicht die Person an, ob sie groß oder klein, sondern das Herz, ob es brav ist, und auch, ob der Kopf auf dem rechten Fleck sitzt. Etwas Anderes aber ist's, wenn so ein Herrlein mit oder ohne „von" auf seinem Hochmuth reitet wie auf einem Scheunendach.

---

5. Kein Pardon!

Bei dem Rückzug der preußischen Infanterie aus Ligny hatte kein Regiment einen schwereren Stand, als das erste westphälische Landwehr-Regiment. Es verlor die Hälfte seiner Leute bei der Deckung des Rückzugs. Ein braver Unteroffizier schloß bei der letzt abmarschirenden Kompanie. Da sieht er einen Landsmann, seinen besten Freund, schwer verwundet neben sich niedersinken. Er bleibt bei ihm zurück, um ihn wo möglich der Gefangenschaft zu entziehen und für seine Verpflegung zu sorgen.

Wie er so allein bei ihm stehen bleibt, machen die französischen Kürassiere einen Angriff auf den Rest des Regiments. Der Oberst der Kürassiere war ihm am nächsten. Durch die traurige Lage seines Freundes besonders bestimmt, bittet er um Pardon. Wüthend über den mörderischen Widerstand, schreit der Oberst: Kein Pardon für euch Preußen! — Mit den Worten: nun, dann ist's auch gut! nimmt der Unteroffizier kaltblütig sein Gewehr auf, schießt den Obersten vom Pferde und vertheidigt sich, bis er entseelt auf seinen Freund niedersinkt.

---

6. Wie ist einem verladenen Gewehr zu helfen?

Am Abend des 16. Juni 1815 waren die Preußen, von ihren Bundesgenossen, den nahe dabei stehenden Engländern, obgleich Wellington es versprochen hatte, nicht unterstützt, aus Ligny nach löwenmüthigem Kampf von den Franzosen zurückgedrängt worden. Als am zweiten Tag darauf der Kanonendonner von Waterlo um Hülfe rief, führte der schier zerbrochene Blücher seine todtmüden Truppen durch die grund- und bodenlosen Hohlwege, indem

er die Umsinkenden mit den flehenden Worten aufrichtete: „Kinder, wir müssen vorwärts, ich habe es versprochen, laßt mich nicht wortbrüchig werden!" — so führte er sie den Engländern zu Hülfe und schlug noch am Abend den schon siegstrunkenen Napoleon auf's Haupt. Napoleon hatte gemeint, die Anrückenden seien sein General Grouchy und 35,000 Franzosen. Diesen hielt aber der preußische General Thielemann mit schwachen Truppen am 18. Juni den ganzen Tag bei Wavre (sprich Wawer) fest. Besonders heiß war da der Kampf an den Ufern des Dilebaches hin. In einem hitzigen Kampfe um die Dile-Brücke hatte ein Schütze des 3. kurmärkischen (brandenburgischen) Landwehrregiments sein Gewehr verladen, indem er eine Patrone von unrechtem Kaliber hineingestoßen hatte. Der Offizier schalt. Der Schütze bat: „sein Sie nur nicht böse; ich werde mir flugs ein anderes Gewehr holen!" Damit faßte er den nächsten der französischen Schützen jenseits der Brücke in's Auge, lief rasch gegen ihn an, war so glücklich, vom ersten Schuß desselben nicht getroffen zu werden und war eben, als jener zum zweiten Mal geladen hatte und im Begriff war, anzulegen, ziemlich an ihn heran. Er warf ihm sein verladenes Gewehr mit solcher Gewalt an

den Kopf, daß der Franzose niederstürzte. Rasch nahm er ihm Gewehr und Tasche ab, legte auf einen zweiten Franzosen, der dem ersten helfen wollte, an und schoß ihn nieder. Dann zog er sich in die Schützenlinie zurück und setzte das Gefecht mit dem neuen Gewehr und der neuen Ladung freudig und wacker fort. — Er wurde zum eisernen Kreuz vorgeschlagen und erhielt es.

---

7. Der Soldat beobachtet auch in einem Nothfall den militärischen Anstand.

Ein Unteroffizier eines Landwehrregiments, welcher auch das Treffen bei Wavre mitmachte, schreibt in einem Briefe Folgendes darüber: Dabei sah ich einen Spaß, der mir trotz aller ernstlichen Anstalten, trotz aller Bajonette und des Ladens, unvergeßlich bleiben wird. Das erste Bataillon unseres Regiments machte einen Haken, um das Geschütz einzuschließen; denn gerade auf dieser Seite drängte der Feind am meisten heran und war kaum noch dreihundert Schritte entfernt. Indem wir so dastehen und hören, daß das Geknatter auf dem linken Flügel

schon losgeht, tritt einer aus meinem Zuge an mich, bittet mich um die Erlaubniß, einen Augenblick auszutreten, indem ihn ein körperliches Bedürfniß dazu nöthige. Ich gestatte ihm seine Bitte mit den Worten: „Dann geh; aber nicht zu weit hinter die Front!“ — „Werde doch nicht hinter die Front gehen!“ sagt der Kerl ganz trocken. „Den Schimpf müßte ich Zeitlebens von meinen Kameraden hören!“

Hundert der bravsten, muthigsten Soldaten würden in dieser Lage, ihres Muths unbeschadet, hinter die Front gegangen sein; mein Landsmann thut dieß nicht, sondern gerade das Gegentheil; er geht 50 Schritt vor die Front, obgleich die feindlichen Kugeln schon flogen. Mit der größten Seelenruhe setzt er sich nieder, und da er so viel Artigkeit hatte, seinem Bataillon das Gesicht zuzukehren, so können Sie leicht denken, welch schönen Anblick der Feind haben mußte. In der That mochte diesem ein Telegraph dieser Art noch nicht vorgekommen sein. Sie feuerten auch einigemal nach der nackenden Scheibe und eine Kugel traf seinen Tschako, den er neben sich hingestellt hatte. Indeß brachte ihn das nicht aus seiner Fassung. Ganz ruhig macht er seine Toalette, nimmt sein Gewehr und kommt, sei-

ner drückenden Bürde entledigt, ganz vergnügt zum Regiment, mitten unter dem Kugelpfeifen. Alles lachte, versteht sich.

---

8. Der kommunistische Infanterist, und wie er theilt.

Ein pommerischer Infanterist war bei der Verfolgung der Franzosen in der Nacht nach ihrer Niederlage bei Waterlo, sogleich von seinem Regiment abgekommen. Er stieß in der stockfinsteren Nacht auf einen Wagen, untersuchte ihn und spürte Geld, das er der Größe nach für Frankenstücke hielt. Er leert seinen Tornister aus und packt von dem ledigen Gelde hinein, so viel er tragen kann. Als es Tag wird, denkt er, er müsse doch auch nachsehen, was er da gefaßt habe. Siehe, es waren lauter Napoleonsd'or, *) lauter Gold! Ehe er noch zu seinem Regiment kommt, ist sein Entschluß gefaßt, er schenkt jedem Soldaten in seinem Batallion zwei, jedem Unteroffizier vier Goldstücke, 800, die ihm übrig

*) Ein Napoleonsd'or ist nicht viel weniger, als ein Louisd'or.

blieben, schickte er seinen Eltern heim. Er erzählte seinem Offizier so ganz gleichgültig: Ich fand auch einen Beutel mit Steinchen, die habe ich aber weggeworfen, weil ich keinen Platz mehr hatte; sonst hätte ich den Plunder doch zum Spaß mitgebracht, um zu zeigen, was für Zeug die närrischen Franzosen mit sich schleppen. — Der Beutel enthielt wohl Edelsteine.

Eigentlich fällt uns erst ein, daß die Ueberschrift ganz falsch ist, denn die Kommunisten sind meistens nicht vom Schenken, sondern vom Nehmen und allerdings auch vom Verschleudern.

---

9. Einen schönen Gruß von mir.

Es gibt Leute, die keine Gelegenheit unbenützt lassen können, die Jedem Grüße, Aufträge, Briefe aufladen, daß man oft nicht weiß, ob man lachen oder sich erzürnen soll. — In einer der eben gemeldeten Schlachten, ich glaube, bei Wavre, war einem Hornisten sein Bruder erschossen worden. Einige Augenblicke nachher flog einem Andern eine Kugel durch den Kopf, er stürzte nieder und gab nur noch

einige unverständliche Töne von sich. Rasch sprang der Hornist hinzu, schüttelte den Sterbenden und rief ihm eifrig und dringend die Bitte in's Ohr: Kamerad! thu' mir den Gefallen und grüße meinen Bruder.

Und doch, wer könnte über den einfältigen Menschen lachen?

---

10. Wie sich ein sächsischer Dragoner an seinem Leutnant rächt.

Dem Moritz Hennig, geboren in Leipzig, einem feurigen, kraftvollen Jüngling, wurde es in den Napoleon'schen Kriegszeiten in seinem Contor zu enge; er trat 1809 als Furier unter die sächsischen Polenz-Dragoner. Sein Oberleutnant, ein Herr von N., den er beim Frauenzimmer öfters ausstach, und der sein gerades Wesen nicht vertragen konnte, wurde bald sein bitterster Feind; ob er gleich dem Hennig im Dienst Nichts anhaben konnte, so schikanirte und drückte er ihn doch bei jeder Gelegenheit. Im russischen Feldzug bot er ihm einmal sogar öffentlich Fuchteln an. Drei Tage später, den 19. August 1812, bekam aber Hennig die erwünschte Gelegenheit, sich an seinem Feinde zu rächen.

Das Regiment wurde von den Kosacken stark beunruhigt, beschädigt und in einem Eilmarsche aufgehalten. Der Oberleutnant bekam Befehl, sie zu vertreiben. Er verfuhr dabei nicht mit der gehörigen Vorsicht, seine Abtheilung war plötzlich von überlegenen Kosackenhaufen eingeschlossen, ohne daß es sein Regiment, welches durch ein vorspringendes Waldeck von ihm getrennt war, hätte sehen können. Jeder von der eingeschlossenen Dragoner-Abtheilung suchte nur sich selbst herauszuhauen, die Kosacken drangen aber besonders auf den Oberleutnant ein, umringten ihn und führten ihn ihrer sechs gefangen fort. Dieß sieht Hennig, welcher durch einen unverschuldeten Aufenthalt zurückgeblieben war, sprengt allein im Galopp auf seinen Feind, den Leutnant, und auf die sechs feindlichen Kosacken los. Ganz unverhofft fällt er über diese her, haut mit Einem kräftigen Hiebe dem einen die Nase mit dem halben Gesicht, und dem nächsten die aufgehobene rechte Hand weg. Obgleich er sogleich zur schuldigen Danksagung einige bedeutende Hiebe und einen Lanzenstich bekommt, so daß ihm das Blut über das Gesicht strömt, verwundet er doch mit Blitzesschnelle noch zwei, macht seinem Leutnant Luft, und verjagt mit ihm die bestürzten Kosacken. Er bringt diesen

und zwei verwundete Kosacken zum Regiment zurück. Der Leutnant springt vom Pferde, gibt ihm den Bruderkuß, bittet ihn um Verzeihung wegen seines bisherigen Benehmens und schwört ihm ewige Dankbarkeit und Freundschaft. — Aber bald verschlimmerte sich seine Kopfwunde, er mußte in's Lazareth nach Krasnoi gebracht werden, wo er den 29. August starb als braver Soldat dessen, der uns geboten hat, wohlzuthun denen, die uns beleidigen.

---

11. So fängt man Spione.

Lippe-Detmold, zwischen Westphalen und Hannover, ist eines von den wunderbar kleinen Fürstenthümern, dergleichen man nur in Deutschland findet. Aber in solchen Ländchen gibt es doch auch rechte Leute, dafür stellen wir einen Bürgen, Schmidts aus Detmold, den wir aber kaum unserem Leser vorstellen können, denn er hat seine kühne That ganz nackend vollführt. Ein braver Mecklenburger Büchsenschütze beschreibt als Augenzeuge und Kamerad diese Geschichte also: Wir zogen in den Freiheitskriegen in den Niederlanden an

einem Fluß hin. Am andern Ufer war zwischen Gehölz ein schmales Kornstück zu sehen. Es wurde gemeldet, in dieses Kornstück habe sich ein äußerst gefährlicher und kühner Spion versteckt, er sei mit einer Doppelflinte bewaffnet und habe zwei starke Hunde bei sich. Ich schwimme hinüber, rief Schmidts, und hole den Schurken herüber! Der Hauptmann war Anfangs nicht geneigt, den braven Jäger einer so großen Gefahr bei einem höchst ungewissen Erfolge auszusetzen; aber da Schmidts nicht aufhörte zu bitten und versicherte, daß er, als ein guter Waidmann, mit den beiden Hunden wenigstens schon fertig werden wollte, da diese vor der befremdenden Erscheinung eines ganz nackten Menschen die Flucht zu ergreifen pflegten, so erlaubte ihm endlich der Hauptmann, wiewohl ungern, das Wagstück.

Wir standen am Ufer. Der Spion mochte nur uns im Auge haben und sich, da wir ruhig standen, ganz sicher dünken.

Schmidts war abseit gegangen, hatte sich nackt ausgezogen, nur ein Jagdmesser in den Mund genommen und war ganz verstohlen übergeschwommen. Jetzt fuhr er plötzlich in das Kornstück hinein. Die Doggenhunde setzten auf ihn los, entflohen aber, sobald sie ihn erblickten, eben so schnell, wie sie gekommen

waren. Nun machte sich der Spion hoch und schoß. Schmidts aber war, durch das Kornfeld verdeckt, nicht getroffen, wie ein Blitz heran und hatte dem Schelm schon einen solchen Stich versetzt, daß er wehrlos war. Er entriß ihm sogleich vor Allem die Papiere, welche er bei sich trug, schleppte ihn bei den Haaren an das nahe Ufer und rief hinüber, was er mit ihm machen solle. Er erhielt zur Antwort, ihm flugs den Rest zu geben und wieder zu kommen. Er versetzte ihm darauf den Gnadenstoß, nahm eine goldene Uhr an silberner Kette zum Andenken, warf den Leichnam in den Fluß und kam glücklich wieder bei uns an. Es war die höchste Zeit; denn schon eilten dem Spion einige Franzosen zu Hülfe und feuerten, aber unser Schmidts kam wohlbehalten zu uns, lieferte die sehr wichtigen Papiere ab, wurde mit großem Jubel empfangen und erhielt nachher das eiserne Kreuz erster Klasse. Er soll, wie ich gehört habe, in oder bei Detmold im Forstwesen angestellt sein.

---

12. Undank ist der Welt Lohn.

Ein Mecklenburger, der als Scharfschütze die Feldzüge 1812, 1813 und 1814 mitmachte, legt selbst folgende Beichte ab: Wir waren unser 15 Schützen an dem Montmartre (sprich: marter) hart bei Paris aufgestellt, als wir plötzlich von einem Schwarm Husaren umringt wurden, die von allen Seiten auf uns einhieben. Wir konnten uns mit unsern Büchsen und Hirschfängern so im freien Feld nicht gehörig gegen sie vertheidigen, dazu beschoß uns französische Infanterie hinter einem Erlengebüsch. Ich meines Theils erhielt zwei Hiebe in den rechten Arm, einen in den linken, und dann schlug mir eine Kugel durch beide Füße. Ich stürzte in diesem Augenblick besinnungslos auf das Gesicht nieder. —

Als ich wieder erwachte, sah ich vor meinem Bette ein sanftes Mädchen sitzen, die sogleich vor Freuden ihre Eltern und zwei andere Schwestern herbeirief. Ich wurde gehegt, gepflegt wie ein Sohn. Die Frauenzimmer wechselten in der Pflege über mich; sie lasen mir vor, sie erzählten mir, sie verbanden meine Wunden. Ich war bei einem wohlhabenden Brauer, Denys, in der Vorstadt St. Marceau

(sprich: Marso), wohin mich mein Bruder, Offizier bei den schwarzen Husaren, gebracht hatte. So wurde ich vollständig hergestellt und schied, indem ich die Leute meiner herzlichen Dankbarkeit versicherte. — Das war im Frühjahr 1814 geschehen; im Sommer 1815 waren die Deutschen nach der Schlacht bei Waterlo schon wieder siegreich in Paris, und der Mecklenburger mit dabei. Ich bat, sagt er, meinen Hauptmann sogleich um die Erlaubniß, meine alten Quartiersleute besuchen zu dürfen. Er erlaubte es mir unter der Bedingung, daß ich acht Mann mitnähme. So ging ich denn mit acht Kameraden nach der Vorstadt ab, wir pochten gewaltig an das große Thor meines Brauers und wurden von den erschreckten Leuten eingelassen. Wir traten in das Wohnzimmer und forderten mit barschem Tone Essen und Trinken; bleich und bebend brachte es uns eine meiner Pflegerinnen. Niemand erkannte mich; der Federbusch, der über mein Gesicht flatterte, der starke Bart, die kriegerische Rüstung verdeckten mein Gesicht. Da warf ich den Tschako auf den Tisch und in demselben Augenblick rief das eine meiner Mädchen: ah! Leopold, notre ami! (ah! Leopold, unser Freund!)

Die ganze Familie wurde herbeigerufen

und wurde wieder frohen Muths. Ich kündigte ihnen an, daß ich bloß deßhalb mit meinen Kameraden gekommen sei, um ihnen als ihr Beschützer meine Dankbarkeit zu beweisen. Dazu fand sich auch sogleich Gelegenheit. Kosacken rückten an und statteten hin und her in den Häusern Besuche ab. Jetzt pochte ein Schwarm mit den Lanzen an das Thor meines Brauers. Die guten Leute zitterten und jammerten. Ich hieß sie unbesorgt sein und rückte mit meinen Kameraden in den Hof, nahm dem Thor gegenüber eine Stellung und ließ nun dasselbe aufmachen. Die Kosacken trabten herein; aber da sie die neun Büchsen auf sich angelegt sahen, stutzten sie. Ich rief ihnen auf Russisch zu, daß sie Halt machen sollten, kündigte ihnen an, daß wir als Schutzwache hieher gelegt wären und daß sie umkehren müßten. Da wurden die Herren Kosacken ganz freundlich und versicherten, daß die Preußen ihre besten Kameraden seien, und lenkten um. So fertigten wir in kurzer Zeit noch zwei andere ähnliche Besuche ab. Nun wurde Alles ruhig. Die Ordnung war bald überall eingeführt und wir verließen die brave Familie in vollständiger Sicherheit.

Drum, mag auch Undank der Welt Lohn sein, ein braver deutscher Soldat weiß, daß

man sich mit Büchsen die Kosacken, mit Rechtschaffenheit und Dankbarkeit Gott und brave Leute zu guten Freunden macht.

13. Was sich ein alter Soldat herausnehmen darf.

Es ist kein Wunder, daß „der alte Fritz", Friedrich der Große von Preußen, in seinen alten Tagen am liebsten von den Geschichten, die im siebenjährigen Krieg vorgefallen waren, sich unterhielt. Hatte er sich doch diese lange Zeit über mit einigen deutschen Verbündeten gegen die Russen und Franzosen, gegen die Ungarn, Kroaten und Schweden und gegen viele andere Feinde fest gehalten.

Einmal erzählte er beim Abendessen von einem glücklichen nächtlichen Ueberfall. Als er fertig war, erlaubte sich sein alter treuer, eben so löwenmüthig tapferer als lammfrommer Husarengeneral von Ziethen einige Umstände der Geschichte zu berichtigen. Den König verdroß das; er sagte, der Herr General müsse doch immer Alles besser wissen. Ziethen erwiederte: Euer Majestät verzeihen, ich habe selbst den ganzen Ueberfall kommandirt; will

Euer Majestät aber meinen Worten keinen Glauben schenken, dort an der Saalthüre steht ein alter Wachtmeister Schildwache, welcher bei diesem Gefecht an meiner Seite verwundet wurde. Der König ließ den Veteranen herbeikommen und befahl ihm, die Sache gewissenhaft und deutlich zu erzählen. Sein Bericht stimmte ganz mit dem von Ziethen überein. Der König fuhr den Wachtmeister an: Kerl, du lügst. Dieser schreitet bis vor den König hin, faßt sein Messer, stößt es in die Brust eines Fasanen, der vor dem König noch unberührt steht, mit den Worten: der soll mein Tod sein, wenn ich gelogen habe! und geht festen Schritts damit auf seinen Posten zurück.

Ein schallendes Gelächter brach an der königlichen Tafel aus, der König lacht mit nach Herzenslust und schickt ihm noch eine Butelje Burgunder, damit er seinen Fasanen nicht so trocken essen müsse, und ein Stück Kuchen von seinem Teller.

Daraus siehst Du, daß ein Soldat, wenn er einen Feldzug mit Ehren mitgemacht hat, sich wohl etwas herausnehmen darf, zwar nicht immer einen Fasanen, aber doch das, die Wahrheit unerschrocken vor Jedermann zu sagen.

---

14. Kränkender Mißbrauch der Subordination und die erlaubte Insubordination,

auch

wie ein Leutenant und sein Unteroffizier — ohne getrunken zu haben — sich brüderlich umarmen.

Der wackere Wilhelm Baron von Rahden machte als Unterleutenant beim ersten Bataillon des zweiten schlesischen Infanterie-Regiments den Freiheitskrieg gegen Napoleon 1813 bis 1815 mit. Seine Schicksale beschreibt er gar schön und treuherzig in den „Wanderungen eines alten Soldaten.“ So schildert er auch, wie die Preußen bei Kulm in Böhmen an der sächsischen Gränze am 30. August 1813 die Franzosen in einer zweitägigen Schlacht auf's Haupt schlugen, wie sein Hauptmann fiel und er mit einigen Leuten von der Kompanie ihn des andern Tags beerdigte; von dem Unteroffizier sagt er, er sei ein bescheidener, stiller Mensch gewesen, habe auch in dem Feldzug schon das Ehrenzeichen des eisernen Kreuzes erkämpft gehabt. Dann fährt er fort: Nach der Beerdigung wanderte ich mit meinem Unteroffizier Zänker allein über's weite Schlachtfeld, begegnete in den Schluchten der nahen bewaldeten Anhöhen

noch so manchem ausgehungerten französischen Soldaten, wahren Bildern des Jammers und des Elends, wies sie alle nach den nächsten Dörfern, wo für ihre Stärkung und Pflege Sorge getragen werden würde, und wollte eben die Heimkehr nach dem Lager antreten, als ich mich durch eine Baßstimme in etwas befehlendem Tone rufen hörte. Es war der Oberst oder General von Pirch II., Chef der zehnten Brigade unsers Armeecorps, welcher hier ganz allein herumritt. „Herr Leutenant!“ herrschte er mich an, „nehmen Sie doch meine Pistole und schießen Sie mir das Pferd todt, das sich dort auf drei Beinen herumquält.“ Der Huf des rechten Vorderfußes war nämlich von einer Kanonenkugel dicht unter der Fessel hinweggerissen worden. Mich entrüstete eigentlich diese gebieterisch ausgesprochene, etwas scharfrichterliche Zumuthung, um so mehr, da ich nicht zu des Generals Brigade gehörte; doch er hielt mir so entschieden die gespannte Pistole entgegen, ich war auch so sehr an Subordination gewöhnt, und wußte wohl, daß Insubordination mir eine noch ungleich größere Schande wäre, als das Geschäft, welches der Herr General mir zumuthete, daß ich die Pistole nahm, an's Pferd herantrat und eben durch den Bauch schießen wollte, als von

Pirch, zum Uebermaß seiner liebenswürdigen, gnädigen Zumuthung, mir barsch zurief: „Wie dumm! Sie müssen ja das Pferd durch's Gehirn schießen!" Ich that dieß nun mit höchstem Widerwillen, und der Gaul stürzte augenblicklich zusammen. Im Feldzug 1814 habe ich einmal kurze Zeit unter dem unmittelbaren Befehl Pirch's gestanden; er that, als ob er mich niemals gesehen hätte, und hat nie ein Wort mit mir gesprochen.

Nachdem wir wieder eine Viertelstunde weiter gegangen waren, begegnete uns beiden, Zänker und mir, ein neues Abenteuer. Als wir durch dicke Hecken und über die Steinhaufen an den Gebirgsbächen kletterten, vernahmen wir halblaute Jammertöne, und um den nächsten Strauch biegend, sahen wir einen schwer verwundeten Franzosen, der größten Sonnenhitze preisgegeben, ganz dicht an einem vorbeifließenden kleinen Wässerchen liegen. Drei oder vier Kugeln hatten ihn getroffen; die eine war hinter beiden Augenhöhlen durchgegangen und hatte die blutigen und angeschwollenen Augäpfel zum Kopf hinausgetrieben; eine andere ihm die rechte Hand zerschmettert und eine dritte den Schenkelknochen so zersplittert, daß derselbe zum dicken Fleische herausstand. Er konnte nicht sehen, sich nicht rühren noch

bewegen, und doch nicht sterben! Er mußte geduldig abwarten, bis Jemand ihn zufällig in seinem verborgenen Schlupfwinkel entdeckte und vom Hungertode oder dem Verdursten rettete. Er hatte uns, vielleicht die Ersten nach schrecklich langen Tagen, kommen hören, und jammerte ungefähr Folgendes in seiner Muttersprache:

„Ich liege seit 36 Stunden hier, möchte vor Durst, Hitze und Schmerz umkommen, höre immer das nahe Wasser vor meinen Ohren plätschern, und kann mich doch nicht durch einen einzigen Trunk laben und stärken. Drum bitte ich Euch, reicht mir einen solchen.“ Augenblicklich hatte Zänker seinen Tornister heruntergeworfen, seine Feldflasche voll frisches Wasser geschöpft und dem armen Unglücklichen zu trinken gegeben. Er trank wirklich, als ob er gar nicht mehr aufhören wollte; nachdem er jedoch geendet, fuhr er ganz gelassen fort: „Hört! Freunde, noch eine Bitte: schießt mich todt!“ Ich sah Zänkern schweigend an, und machte eine Miene und Handbewegung, als ob ich fragen wollte: ist dein Gewehr geladen? Ebenso stillschweigend erwiederte mir Zänker, indem er ganz langsam den Ladstock zog und behutsam denselben in den Lauf hineinbrachte, damit der Verwundete es ja nicht höre, um

zu untersuchen, ob er eine Kugel in der Büchse habe. Kopfnickend bejahte er es, und, ohne ein Wort weiter zu sprechen, zeigte ich auf einen nahen, kaum 20 Schritte entfernten Busch, als wollte ich ihm andeuten, mich erst dahin entkommen zu lassen, ehe er losdrücke, warf noch einen Blick auf den Unglücklichen, sprang davon und ließ Zänkern mit ihm allein.

Mit jedem Schritte, den ich vorwärts that, vermehrte sich mein Angstgefühl; jeden Augenblick konnte es knallen, und ich trug dann die Schuld, daß zwar des Armen Wunsch so bald erfüllt worden, während jedoch noch Rettung hätte möglich sein können. Als indeß nach zehn Minuten noch kein Schuß erfolgte, wurde mir etwas leichter, und als ich jetzt um die Ecke des Waldes herumbog und mein lieber Zänker vor mir stand und in wenigen Worten erklärte: „Herr Leutenant, ich kann nicht schießen; dreimal habe ich angesetzt, aber es geht nicht,“ fiel ich ihm um den Hals, und so erreichten wir froh und leichten Sinnes unser Bivouac. Zänker hatte an dem französischen Sergeant-Major (Feldwebel) — denn vier goldene Chevrons zierten seinen Unterarm — die Feldflasche voll Wasser hingestellt, einige Laubreiser zum Schutze seines Kopfes gegen die Sonnenhitze dazu in die Erde gesteckt, und

sein erster Gang im Lager war nach der Feldambulance, welche sich in unserer Nähe aufgeschlagen hatte, um dort den Ort anzugeben, wo der arme Unglückliche aufzufinden sei.

Nachdem ich meinen Lesern in wenigen Zügen die edle Handlungsweise meines jungen Unteroffiziers geschildert habe, muß ich leider hier beifügen, daß, wie so manchmal ein unbegreifliches, verhängnißvolles Geschick über uns waltet, auch dasselbe tückisch und frech hier einzugreifen schien. Im nächsten Gefechte von Peterswalde wurde der junge Unteroffizier Zänker dicht neben mir durch eine feindliche Büchsenkugel gerade durch den Kopf geschossen. Er sank augenblicklich zusammen, und sein sterbender Blick heftete sich wie fragend in meine Seele:

„Hab ich das wohl bei Kulm verschuldet?“

---

15. Ein Grenadier thut im Kugelregen Buße.

Das treffliche Lesebuch für Unteroffiziere und Soldaten des Großherzoglich badischen Armeecorps erzählt folgende Geschichte:

Im sächsischen Feldzug, in dem Treffen

bei Lindenau den 16. October 1813, stand die Grenadierkompanie des ersten Bataillons des zweiten badischen Infanterieregiments Markgraf Wilhelm als Unterstützung hinter den übrigen Kompanieen des Bataillons. Die feindlichen leichten Truppen, meist Büchsenschützen, rückten mit überlegener Zahl und mit einem wohlgenährten Feuer gegen die Stellung, welche unsere Truppen zu vertheidigen hatten, und die nur mit der größten Anstrengung und bedeutendem Menschenverlust behauptet werden konnte.

Da die Grenadierkompanie als Unterstützungstruppe anfänglich nicht in den Kampf verwickelt wurde, so blieb sie Gewehr im Arm auf der Stelle stehen. Die geringe Entfernung jedoch, in welcher sie sich von dem ersten Treffen halten mußte, um für jeden Fall stets bei der Hand zu sein, gab Anlaß, daß die feindlichen Büchsenschützen auch die Mannschaft dieser Kompanie häufig auf's Korn nahmen, und mehrere Grenadiere tödteten oder verwundeten.

Es ist eine der schwierigsten Lagen, in denen sich eine brave Truppe während des Gefechtes befinden kann, wenn sie ohne thätiges Einschreiten dem Kampfe beiwohnen und sich als Zielscheibe den feindlichen Schützen bloß-

gestellt sehen muß, ohne sich an den neckenden Feinden rächen zu dürfen. Dazu gehört viel Kaltblütigkeit und militärischer Takt, zwei Eigenschaften, die sich in der Regel nur bei alten kriegserfahrenen Soldaten suchen und finden lassen. Denn fast nur diese können eine solche Rolle mit Ruhe, Ordnung und Würde durchführen.

Nichts desto weniger müssen häufig ganze Batallione, ganze Heeresabtheilungen, besonders die Reserven, Stunden-, ja sogar Tagelang in einer solchen Lage ausharren; wenn es nämlich darauf ankommt, den Feind durch fruchtlose Angriffe gegen unsere Vordertreffen mürbe zu machen, und am Ende durch einen kräftigen Schlag unserer Reserven zu vernichten.

In einer solchen Lage und Aufstellung der erwähnten Grenadierkompanie ergab es sich, daß einigemal hinter einander der Flügelmann der Kompanie getroffen wurde, ein Umstand, der sich dadurch erklären läßt, daß die Schüsse dem nebenstehenden Kapitän gegolten hatten. Es ist Schützenregel, vor Allem die feindlichen Offiziere als Ziel zu nehmen und diese außer Gefecht zu setzen. Der Hauptmann ordnete jedesmal alsbald die Rotten und nun traf die Reihe, neben ihm zu stehen, den Grenadier J. H. Dieser mag sich an seinem nunmehrigen Platze,

in Erwägung der Schicksale seiner Vorgänger, etwas unheimlich befunden haben, denn nach wenigen Augenblicken hielt er sich den Fuß, und rief, er sei verwundet. Dem Hauptmann fiel diese abermalige Erscheinung auf, er schöpfte Verdacht, untersuchte den Fuß, und fand ihn in der That unbeschädigt. Entrüstet über die Verstellung des Grenadiers, der sich durch eine plötzliche Anwandlung von Schwäche, schimpflich dem Gefechte entziehen wollte, wies ihn der Hauptmann mit kräftigen Worten an seine Stelle. Er gab ihm einen derben Verweis über sein ebenso lächerliches als verächtliches Benehmen; er ermahnte ihn, durch sein künftiges Betragen den Makel zu verwischen, den seine Ehre erlitten hatte, den Fehler wieder gut zu machen, der ihm sonst den Spott und Hohn seiner Kameraden mit allem Rechte zuziehen müßte.

Diese Ermahnung wirkte. H.'s Ehrgefühl erwachte, und von diesem Augenblick an war sein ganzes Bestreben nur darauf gerichtet, mehr zu thun, als Dienstpflicht von ihm forderte, um das Andenken an seine gezeigte Schwäche zu ersticken. Bald wurde auch die Grenadierkompanie in das Vordertreffen geführt und hatte dem Andrang des Feindes, der die größte Anstrengung machte, die Stel-

lung zu erstürmen, zu widerstehen. Keiner focht tapferer als H. Fest und entschlossen stand er in seiner Reihe, gleich thätig im Feuern und bei den Bewegungen vorwärts, schreckte ihn nicht weiter die Gefahr.

Vier Wunden hatte er bereits in kurzer Zeit erhalten, und noch wollte er sich nicht entschließen, was jeder Andere an seiner Stelle würde gethan haben, das Schlachtfeld zu verlassen. Er wollte zeigen, daß nicht Feigheit, sondern Ueberraschung, eine augenblickliche, unerklärliche Anwandlung, ihn zu dem frühern Schritt verleitet habe, den er bereute und dessen Andenken er dadurch vernichtete, daß er nachher sich selbst übertraf.

Der Hauptmann wurde hierauf selbst der Lobredner seiner Tapferkeit, welche mit der silbernen Verdienstmedallie belohnt wurde.

So ist es nicht nur diesem Einen braven Badenser ergangen!

---

16. Weg mit allem Unnöthigen!

In dem für die Deutschen unglücklichen Gefecht bei Hoierswerda in Schlesien, 28. Mai

1813, wurde einem preußischen Soldaten das Bein hart unter dem Kniegelenk dergestalt zerschmettert, daß die Knochen hervorstanden und der Unterfuß nur noch an einigen Stücken Haut und Nerven hing. Ruhig setzt er sich nieder, läßt sich von seinen Kameraden einen Schluck Branntwein geben, und langt so gestärkt sein Taschenmesser heraus. Damit schneidet er sich, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne eine Miene zu verziehen, ganz besonnen, Haut, Fleisch und Nerven ab, und wirft seinen Fuß weit von sich mit den Worten: ich kann dich nicht mehr brauchen. Darauf verband er sich die furchtbare Wunde und ließ sich aus dem Getümmel tragen. Der kalte Brand, welcher dazu kam, machte seinem Leben nach wenigen Tagen ein Ende.

---

17. Retur.

Ein Soldat von demselben Regiment wurde bei der Einnahme von Holland durch die Deutschen im Januar 1814 mit einer Kugel in die Wade getroffen. Doch war sie nicht tief gegangen, man konnte sie sehen. „Entweder ordentlich oder gar nicht blessirt! was soll der Spaß?" rief er, schnitt schimpfend

über den schlechten Schützen die Kugel mit seinem Messer aus, wischte sie ab, lud sie in sein Gewehr, zielte ruhig, traf glücklich mit der französischen Kugel einen Franzosen. Dann ging er bedächtlich zurück, um sich verbinden zu lassen. — Es findet sich oft, daß Soldaten, welche bei eigenen Schmerzen und Verstümmelungen kalt und spaßhaft sind, ein weiches Herz haben für die Leiden ihres Nebenmenschen, nicht nur ihres Kameraden, sondern auch des verwundeten Feindes, wie man bei Grausamen nicht selten das Gegentheil beobachtet.

---

18. Macht das Loch zu!

Die Badischen Truppen haben ihre Tapferkeit und Disciplin, zwei unzertrennliche Eigenschaften, oft auch ihre Menschlichkeit bei einer Gelegenheit erwiesen, welche nur wenigen deutschen Truppen gegeben war. Sie mußten zu Napoleon's glänzendster Zeit, vor dem russischen Feldzug, mit den Franzosen nach Spanien ziehen, während die Könige von Baiern und Württemberg dazu ihre Truppen standhaft verweigerten. In diesem Krieg gegen die Spanier und Engländer wurde in der Schlacht

bei Medellin dem badischen Soldaten Michael Fischer vom vierten Infanterieregiment, gebürtig aus Endersbach, Amts Gengenbach, das Bein entzwei geschossen. Er fällt rückwärts in das Karree und es entsteht eine Lücke an seiner Stelle. Die nebenstehenden Kameraden wenden theilnehmend ihre Blicke nach ihm und suchen ihn zu trösten. Fischer bemerkt dieß kaum, als er ihnen mit kräftiger Stimme, auf die Lücke im Karree deutend, zuruft: Macht das Loch zu! es ist nur der Fuß!

Nur starke Seelen, nur Männer, die das Wohl des Ganzen, die Pflichten ihres Standes, den Ruhm ihrer Waffen über die eigene Person setzen, nur sie sind solcher heldenmüthigen Aeußerungen fähig. Fischer lebte noch lange nachher in seinem Vaterland als Invalid.

---

19. Der Baier und der Preuße.

Auf dem schrecklichen Rückzug aus Rußland im December 1812 wurde ein halberfrorener bairischer Feldwebel in eine jämmerliche Bauernhütte gebracht und daselbst auf einem elenden Strohlager liegen gelassen ... Er litt entsetzliche Schmerzen und wünschte sich und

erwartete stündlich Erlösung davon durch den „treuen Tod.“ Bald darauf wurde auch ein schwerverwundeter preußischer Offizier, mit drei Orden geschmückt, neben ihn gelegt. So wurden sie bekannt mit einander. Ich könnte mich wohl noch vom Tode retten, wenn ich nicht gänzlich von allem Gelde entblößt wäre, sagte einmal der Preuße. Der Baier, ob er doch wohl in seiner Heimath auch von den preußischen Pfiffen und Kniffen gehört hatte, antwortete treuherzig: Da kann ich helfen. Hier sind 18 Louisd'or. Nehmen Sie diese an; bleiben Sie am Leben und erlauben es Ihre Umstände, so senden Sie das Geld nach Augsburg an meine Frau und Kinder; mit mir wird's nicht mehr lange dauern! Der Preuße wollte anfangs nicht die ganze Summe annehmen und über den Theil, den er sich erbat, sogar einen Empfangschein ausstellen. Der Baier sprach: was soll mir das? Ich sterbe, und dann ist Geld und Empfangschein verloren. Sterben Sie, so ist's das Nämliche. Auf jeden Fall gönne ich mein Geld lieber einem deutschen Kriegsgenossen und Leidensgefährten, als Andern, die mit Diebsfingern erben.

Der Preuße nahm von dem Baier die ganze Geldsumme, konnte damit auf seine Her=

stellung größere Sorge verwenden und sah sich bald soweit hergestellt, daß er in sein Vaterland zurückreisen und sich völlig heilen lassen konnte. Um die Wahrheit zu sagen, hatte er vor der Abreise auch für den Landsmann Sorge getragen. Auch dieser kam später in ein Lazareth und in sein Heimathland zurück, seine Frau hatte aber nichts von dem preußischen Bruder erhalten. Ein Jahr um's andere verging, er lebte in Augsburg als Invalide mit Weib und Kind nicht gar flott; die 18 Louisd'or hätten ihm gut gethan, aber von wem man nichts hörte und sah, war — der Herr Preuße.

---

20. Der Brief.

Den 20. October 1816, also beinahe vier Jahre später, erhielt unser Feldwebel in Augsburg durch einen Bankier einen Brief von — einem preußischen Oberst, folgenden Inhalts:

Mein lieber Herr Feldwebel!

Als wir den traurigen Feldzug in Rußland bestanden, waren Sie so gütig als ein Halberfrorner einem tödtlich verwundeten Kriegskameraden von den Preußen Ihr ganzes Vermögen anzuvertrauen und mir als ein ächt-

deutscher Mann freizustellen, wenn ich am Leben bliebe, mich mit der Zeit mit Ihrer Familie abzufinden. Große Wohlthat ist mir jene Summe gewesen, wie ich Ihnen damals sagte. Ihnen habe ich meine wieder erlangte Gesundheit zu danken. Nachdem ich nun endlich erfahren habe, wo Sie sind und jetzt auch im Stande bin, Ihnen meine Schuld abzubezahlen, so thue ich dieß mit dem größten Vergnügen und mit der herzlichsten Dankbarkeit. Was Sie mir an den 18 Louisd'or gaben, konnte etwa 100 Thaler an Münze betragen. Ich schicke Ihnen dafür einen Wechsel von 200 Thalern an Münze. Sie haben weiter keine Kosten; ich habe schon Alles berichtigt. Ich bitte Sie, die Kleinigkeit, welche ich etwa über die bestimmte Summe schicke, für Sich und Ihre Kinder als einen Beweis deutscher, herzlicher Erkenntlichkeit anzunehmen, wozu ich mich für verpflichtet halte. Ich wünsche nicht, daß das Unglück uns noch einmal in so herzwidrige Lage setzen möge, als worin wir uns in früheren Kriegen befanden, da wir Deutsche gegen einander kämpfen mußten. In deutscher Brüdertreue vereint, haben wir nachmals größere Dinge ausgerichtet, und unsere Nachkommen mögen uns ähnlich sein, wenn es ihnen gleichfalls wohl ergehen soll. — Grüßen Sie Ihre

Frau und Kinder unbekannterweise von einem redlichen Deutschen aus Preußen und leben Sie herzlich wohl.

---

21. Das ist Preußisch! und das ist Russisch!

Ein preußischer Garde-Uhlane wurde am Morgen des Gefechts bei Heinau, im Jahr 1813, auf Kundschaft ausgeschickt. Ganz wider Vermuthen prallten aus einem Wäldchen zwei französische Husaren so heftig auf ihn an, daß er kaum Zeit hatte, seine Lanze loszumachen. Mit der den Franzosen beim ersten Anlauf eigenen Hitze, hieben Beide auf den Uhlanen los, welcher weiter nichts thun konnte, als sich unaufhörlich decken, um nur vor den Hieben seiner wüthenden Gegner gesichert zu sein. Wohl sechs Minuten dauerte dieser ungleiche Kampf, als er aus dem Wäldchen einen ganzen Trupp französischer Husaren herauskommen sah. Da gab er mit einem Mal seinem Pferde die Sporen und mit dem Ruf: das ist Preußisch! dem Einen einen Stich in die Brust, dem Andern mit dem Ruf: das ist Russisch! einen Stich in den Unterleib und entkam glücklich.

---

22. So geht es in einer Schlacht her.

Der wackere Wilhelm von Rahden, der uns früher schon seine Erlebnisse auf dem Kulmer Schlachtfelde erzählte, war 1813 junger Unterleutnant, als der König von Preußen sein Volk und die Deutschen zum heiligen Kampf gegen die französische Unterdrückung und Sclaverei unter die Waffen rief. Er hat denn auch die drei Freiheitskriege als braver Krieger mitgemacht; er eroberte sich zwar das eiserne Kreuz, welches als große Ehrenauszeichnung besonders für diese Kriege gestiftet war, und aus einem schwarzeisernen Kreuz mit Silbereinfassung bestand. Aber er konnte es auch in längeren Friedensjahren nicht weiter bringen, als zum Oberleutnant, wohl hauptsächlich wegen seiner oft etwas unbesonnenen Offenherzigkeit, die uns aber in seinen Erzählungen zu gut kommt.

Wir wollen uns nun von ihm mehrere seiner merkwürdigsten Erlebnisse aus diesen denkwürdigen Zeiten der Erhebung Deutschlands der Reihe nach erzählen lassen. Er thut es gar so treuherzig.

Er meldet uns, wie das preußische Befreiungsheer auch in dem gut deutsch gesinnten

Sachsen überall trefflich aufgenommen wurde. Am 1. Mai 1813, sagt er, Mittags, zog unser Bataillon, das erste des zweiten schlesischen Infanterieregiments, freilich schon unter nicht fernem Kanonendonner, in dem Städtchen Rochlitz ein, wir thaten uns in guten Quartieren und im Wirthshause gütlich. Auf einmal ertönte der Generalmarsch. Höchst unwillig, Einige sogar schwerfälligen Schrittes, mußten wir Alle das niedliche Städtchen in der Abendzeit verlassen, um dem Feinde, den Franzosen, entgegen zu marschiren. Nach einem Marsche von einigen Stunden, in welchen wir gewiß nicht eine halbe Meile zurückgelegt hatten, bezogen wir eine der unangenehmsten Beiwachten, deren ich mich zu erinnern weiß. Einmal war sie die erste, dann blies uns ein conträrer Wind den Rauch der Feuer in die Augen; unsere Leute verstanden weder Hütten noch Kochstätten zu bauen, und Adjutanten und Generalstabsoffiziere sprengten herum und gaben unsern Colonnen die Richtung an und brachten sie richtig noch mehr in Unordnung, — schrieen und wußten am Ende selbst nicht, was und wohin sie wollten. Natürlich, aller Anfang ist schwer! Die Stöße und Püffe, welche der Johann meines Hauptmanns erhielt, waren zwar schon längst an der Tages-

ordnung, schienen jedoch den armen Teufel heut ganz außer Fassung zu setzen. Es war ihm unmöglich, das Kaffeewasser zum Sieden zu bringen, und alle Minuten brummte der Hauptmann: „Na, wird er wohl fertig werden!" Ich hüllte mich in meinen großen Mantel, denn es war herzlich kalt, und entschlief augenblicklich. Da hieß es: Auf! auf! die Truppen traten unter's Gewehr, warteten eine halbe Stunde, legten sich wieder mit dem Gewehr in der Hand nieder, wurden nochmals aufgerufen, und nun ging's vorwärts, aber in solcher Unordnung, welche die stockfinstere Nacht erhöhte, daß wir nach fünfzig oder hundert Schritten Marsches wieder Viertelstunden liegen blieben; denn vor Müdigkeit sanken die Leute wie die Fliegen sogleich nieder. Dagegen schrieen zwar die Hauptleute und Offiziere, es half aber nichts. Unser Major, Graf Reichenbach, war fast der Einzige, welcher seine Ruhe bewahrte. Nur wenn ein vorbeispringender höherer Stabsoffizier oder sehr diensteifriger Adjutant sich in einigen Worten gerade nicht sehr angenehm machte, schlug Graf Reichenbach mit der rechten Hand auf den Oberschenkel und rief: „Wollen wohl die Herren Offiziere auf Ordnung halten!" So ging es die ganze Nacht hindurch, und ermüdet und abgemattet

begrüßten wir die Sonne des zweiten Mai, welche blutigroth aufging. So war es mir wenigstens; denn außer dem beschriebenen allgemeinen, hatte ich noch ein besonderes Ungemach zu bekämpfen gehabt, welches mir einigemal die Funken aus den Augen trieb. Wir marschirten nämlich in dicht aufgeschlossenen Sektionen, zuletzt sogar, da es querfeldein ging, dicht auf in Kolonnen nach der Mitte formirt. Ich, als jüngster Offizier, gehörte vorschriftsmäßig hinter die dritte Rotte vom rechten Flügel, um keinen Preis wäre ich herausgetreten. „Marsch!" Nach einigen hundert Schritten überwältigte mich die Müdigkeit und der Kopf und Oberkörper entschliefen, während die Beine mechanisch vorwärts schritten.

Wer mit Nachtmärschen, so wie ich mit dem vor Lützen, angefangen hat, der wird's leicht begreifen. „Halt!" eine sehr unangenehme Berührung meiner Nasenspitze mit dem Tornister des vor mir marschirenden Soldaten weckte und erschreckte mich jedesmal. Versuche man dieß nur zu zwanzig wiederholten Malen, und man wird es begreifen, warum ich die Sonne blutigroth aufgehen sah. Dieß war aber auch ein Nachtmarsch oder eine Nachtqual sonder Gleichen, und dazu die erste Unterbrechung von Monate langen bequemen Märschen

und noch bequemeren und oft gar herrlichen Quartierständen. Die guten Sachsen hatten uns ja mit offenen Armen empfangen, und einem Triumphmarsche glich Blücher's Vorrücken von Breslau über Dresden bis nahe vor Leipzig. Da stand auf einmal Napoleon mit seiner Armee! Viel ließe sich hierüber sagen; doch ich halte mich streng an mein Versprechen und erzähle nur das, was gerade in meinen damaligen Gesichtskreis fiel und was ich eben dachte; und wahrlich! Gesichtskreis und Gedanken waren, nächst andern natürlichen Ursachen auch wegen der wiederholten Nasenstüber, am frühen Morgen des zweiten Mai sehr befangen. Auch war ich eines so kindlichen, bescheidenen Sinnes und wenig interessirt, ob und welche Rücksichten der niederen und höheren Kriegskunst uns leiteten; ja ich wußte ganz und gar nichts von dieser Worte eigentlicher Bedeutung; denn von den vielen gelehrten Begriffserklärungen, welche uns von R. auf der Kriegsschule in Breslau aufgetischt hat, erinnerte ich mich kaum einer einzigen mehr. Nur e i n Gefühl glühte mir im Herzen: „Du bist ein Preuße!" dieß war meine Kriegskunst; „Du mußt dir im Kampfe das eiserne Kreuz verdienen!" das war der leitende Grundsatz meiner Heldenthaten. Diese Erklä-

rungen wiederholte ich mir aber wohl zwanzigmal des Tages. Nach einem ermüdenden Nachtmarsche, mit hungrigem Magen und etwas durch einander gerütteltem Denkvermögen wegen der wiederholten Stockungen im Marsche und deren unmittelbaren Folgen, wurde diesen Morgen noch ein anderes Gefühl laut. Doch es hatte seinen Sitz in den untern Werkzeugen der Verdauung, und so wollen wir es heute als unwürdig erachten, bei der ersten ritterlichen Begegnung mit dem Feinde in Betracht gezogen zu werden.

Nach wenigen Stunden Ruhe auf dem Heerwege, einem Trunk Wasser aus dem Signalhorn meines Spielmanns, im nächsten Brunnen geschöpft, und in der Wärme der immer mehr emporsteigenden Sonne, hoben sich alle meine Gefühle wieder in jugendlicher Brust, und traten in's gehörige, einem braven Soldaten gebührende Gleichgewicht. Bald hatte jedoch ein anderes Ereigniß solches wieder aufgehoben, die Freude nämlich, meinen Freund, Hans von Velten, in die Arme schließen zu können. Das York'sche Corps zog an uns vorüber, um seinen Platz auf dem linken Flügel zur Aufstellung für die heutige ernste Begegnung mit dem Feinde einzunehmen. Aus allen Gliedern sprangen Brüder und Freunde hervor

und umarmten sich nach jahrelanger Trennung. Viele, viele haben sich hier beim Mannesgruß zum letzten Male die kräftige Rechte geboten und einander an's Herz gedrückt. Auch mein biederer Hans von Velten humpelte von einem Freunde zum andern; er humpelte, sage ich, auch mir entgegen; denn eine russische Büchsenkugel hatte ihm, in dem scharfen Gefecht bei Eckau am 19. Juli 1812, die Kniescheibe des linken Fußes zerschmettert. Eben war er aus dem Hospital mit ganz steifen Füßen zum Regiment geeilt, um heute dem angestammten Feinde Deutschlands das Weiße im Auge aufzusuchen und im Glücksspiel des Lebens sein Alles auf einen Wurf zu setzen. Der feurige Jüngling hat im ernsten Spiele Alles verloren! denn eine Kanonenkugel riß ihm gleich beim ersten Aufmarsche den gesunden rechten Fuß über'm Knie ab. Wäre es noch das steife Knie gewesen! Aber nein, das gesund gebliebene!

Es war zwischen zehn und eilf Uhr des Morgens; die helle Frühlingssonne sendete wohlthuende, ja ziemlich heiße Strahlen auf uns hernieder und erstarkte so unsere von den Anstrengungen der Nacht gar sehr vernüchterten Körper. Noch ein Trunk aus dem Signalhorn, dießmal mit etwas unklarem Wasser

aus dem Floßgraben, welchen wir eben passirten, zum Frühstück gefüllt, und die immer näher tretende Gefahr als einzige sichere Aussicht zum ernsten Mittagsmahl, gaben zwar dem fordernden Magen nur wenig Genugthuung, aber die laute Sprache meines begeisterten Vorsatzes in der Brust beschwichtigte augenblicklich solche niedere Bedürfnisse.

Um mich herum ein ganz neues Leben! Das bei weitem interessanteste Schauspiel, welches bisher in meinem militärischen Leben vorgekommen war, entfaltete sich vor mir in seiner ganzen Pracht und Größe. Um eilf Uhr standen wir in der Schlachtordnung, und ich will es versuchen, das Bild hiervon, welches aus meiner Erinnerung immer noch lebhaft genug hervortritt, hier in einigen kräftigen Grundzügen auszumalen: Wie natürlich, muß ich mich hierbei wieder nur auf meine nächste Umgebung beschränken. Unser Bataillon stand in erster Linie, rechts in gehörigen Zwischenräumen die beiden Bataillone des ersten schlesischen Regiments, und links die damals sogenannten zwei Reservebataillone. Sie bildeten den Stamm zu den später formirten zweiundzwanzigsten und dreiundzwanzigsten Linieninfanterieregimentern; wegen Mangels an Tuchmaterial trugen sie zur Zeit statt der Uniformen

schwarze Jacken mit den bezeichnenden gelben und weißen, und gelben und rothen Tuchstreifen an den Kragen und Schultern. Diese fünf Batallione standen nach der Mitte in Kolonne formirt. Fünfzig Schritt vor uns die acht Geschütze einer sechspfündigen Fußbatterie. Ich bildete mir dabei was Rechtes ein, daß der Leutnant derselben, ein Kriegsschulkamerad von mir, hier das erste Feuer! auf der ganzen Schlachtlinie kommandirte, damit die Schlacht eröffnete und dem, wie wir wußten, dort drüben vorübersprengenden Kaiser Napoleon den ersten Morgengruß zusendete.

Sechs- bis achthundert Schritte gegenüber hüllten sich die hin und her marschirenden feindlichen Massen in Staub und verschwanden wieder hinter Bäumen und Häusern. Sehr bald jedoch beantworteten die Franzosen unsere Bewillkommnung, und so hatte denn die Schlacht bei Lützen oder, wie wir Preußen solche nennen, von Großgörschen begonnen. Da sauste die erste feindliche Kanonenkugel dicht über's Batallion dahin und fuhr einige hundert Schritte rückwärts in's lockere Erdreich.

Unmittelbar darauf folgte die zweite; sie riß einige Bajonette und dem Regimentstambour Wintermantel den Stock herunter, und schlug dicht hinter dem Batallion eine

Marketenderfrau nieder. Beide Male hatte sich das ganze Bataillon, wie auf Kommando, gebückt, und immer dichter drängten sich die Leute an einander. Vor uns hielt unser Kommandör, Graf Reichenbach, auf stattlichem Rothschimmel, einem Engländer, der gar muthige Luftsprünge machte und aus den Nüstern gewaltig schnaubte. Graf Reichenbach hatte sich aber nicht gebückt, er war einer jener in den Rheinfeldzügen erprobten Männer. Schon im Namen klingt ein Heldengeschlecht, das sich immer, und jetzt ganz besonders wieder beim Ausbruch des heiligen Befreiungskrieges, herrlich bewährte. Hören wir nur einen Zug.

Unser edler König hatte, vertrauend auf seines Volkes Liebe, den Krieg beschlossen, sein Volk „für König und Vaterland" unter die Waffen gerufen; aber kein gefüllter Staatsschatz, kein glänzendes und großes Kriegsheer sicherte dessen Führung und Erfolg.

Alle Hülfsquellen waren ausgesogen, dieß hatten die Franzosen während unserer siebenjährigen Schmach gar meisterhaft verstanden; nur Eisen und Stahl des Willens, Silber und Gold ächter Treue waren die Mittel, welche noch zu Gebote standen; diese Goldgruben aber waren gar reichhaltig, und Jeder opferte, was

und wie er es nur vermochte, auf dem Altar des Vaterlandes. Ein Graf Reichenbach aus Schlesien schrieb an den König ungefähr Folgendes:

„Geruhen Euer Majestät huldreichst, mir zu erlauben, daß ich 5000 Scheffel Getreide und all mein Zugvieh in die Magazine zum Unterhalt der Truppen liefere, daß ich meine besten Pferde dem . . . Kavallerieregimente zusende, daß ich auf meinen Gütern alle waffenfähigen Leute einkleide und dem . . . Infanterieregimente überweise, und daß ich 10,000 Thlr., welche ich eben flüssig machen kann, in die Kriegskasse niederlegen darf. Meine drei Söhne bitte ich, als freiwillige Jäger aufnehmen zu lassen. Und endlich wage ich es, Euer Majestät mein allerunterthänigstes Gesuch zu Füßen zu legen, allerhuldreichst ebenso genehmigen zu wollen, daß ich selbst, wenn gleich schon in späteren Jahren, doch kräftig und willig, als erfahrener Soldat meinen jüngern Kameraden zur Seite stehe, um sie fechten und, wenn es sein muß, sterben zu lehren. Meine Frau und Töchter sollen einstweilen zu Hause Scharpie zupfen, Verbande nähen und die Kranken und Verwundeten pflegen."

Also unser Kommandör, Major Graf Reichenbach, hatte sich allein nicht vor der

französischen Bewillkommnung gebückt; aber die beiden Kugeln folgten zu schnell auf einander, und erst in der nächsten Pause von 5 Minuten, welche nunmehr eintrat, wandte er sich zum Bataillon, indem er mit der rechten Hand auf seinen Schenkel schlug und eine komische Verzerrung seiner Mundwinkel und der etwas rothschillernden Nase seine Unzufriedenheit bemerklich machte: „Leute! Kugeln, die man pfeifen hört, treffen nicht; drum ist es unnütz, sich vor solchen zu fürchten. Daß ja Keiner sich untersteht, sich zu bücken.“ Kaum geendet, so sauste eine dritte Kugel dicht über den Kopf des Grafen und schlug in's Bataillon. Nur Wenige duckten sich, doch war ein augenblickliches Staunen auf allen Gesichtern lesbar, denn unsere nächsten Kameraden wurden niedergeschlagen.

Nach diesem kurzen blutigen Vorspiele waren einige Offiziere aus den hintern Gliedern der Kolonne herausgesprungen, um das feindliche Schießen besser beobachten zu können. Oberleutnant Merkatz rief uns Andern heraus. Mir kam es vor, als ob er mich einige Male, dazu auffordernd, scharf anblickte. Eben wollte ich meinen Platz hinter der dritten Rotte des vierten Zuges verlassen, als mich mein alter Flügelunteroffizier, Scheibler war sein Name,

welcher auf seinem vorschriftsmäßigen Platze rechts neben mir stand, am Aermel festhielt, und mir halblaut zurief: „Herr Leutnant Nadel, so hießen mich die Soldaten, nur nicht vorwitzig! Sie stehen hier auf Ihrem Posten nach der Vorschrift. Trifft Sie hier eine Kugel, dann ist's gut; aber da draußen haben Sie gegen den Dienst gefehlt und haben es zu verantworten. Bleiben Sie hier! Diese mit Bestimmtheit ausgesprochene Anrede bannte mich an die Stelle, und doch konnte ich kaum ein furchtsames Zittern aller meiner Glieder unterdrücken: das unthätige, maschinenmäßige Abwarten der Kanonenkugel, die Scheibler gutheiß, weil sie vorschriftsmäßig mir Arm oder Fuß wegriß, war mir sehr unangenehm, und so ist es auch späterhin geblieben.

Nach einer Stunde Kanonenfeuer rückte die Infanterie vor, Plänkler wurden vorgenommen und das kleine Gewehrfeuer brach los; und wahrhaftig, ich habe doch so manches Mal dergleichen gehört, — solches Feuer wie bei Lützen, aber nie mehr. Von ungefähr 12 Uhr Mittags bis 9 Uhr Abends ein ununterbrochenes Rollen desselben, ohne daß man auch nur Minuten vereinzelte Schüsse unterscheiden konnte. Ich rufe meine alten Kameraden dabei zu Zeugen auf.

Die Plänkler unsers Bataillons eilten in den Kampf. Merkatz, Führer des ersten Zuges, sprang mit hochgeschwungenem Degen und Freudenruf, wohl hundert Schritt seinen Leuten voraus, dem Feinde entgegen. 15—20 Minuten — und Anselme, unser Schützenhauptmann, war der Erste von den nunmehr schaarenweise zurückkehrenden Verwundeten. Eine Büchsenkugel hatte ihm die rechte Schulter zerschmettert. Nach 25 Jahren, als ich ihn als General wiedersah, trug er noch seinen Arm in der Binde; Knochensplitter werden ihm noch öfters ausgeschnitten, und er litt sehr viel. Solche Leiden bezahlt kein Gold, kein Titel und kein Orden; nur im eigenen Bewußtsein lebt der Lohn und läßt langen Schmerz leicht und willig ertragen. „Reserveschützenoffizier vor!“ erscholl nunmehr der Ruf. Dieß galt mir, und wohl mir! Ich sprang frohen und muthigen Sinnes hervor. Jedes unbehagliche Gefühl blieb auf dem vorschriftsmäßigen Platz hinter der dritten Rotte meines Zuges zurück. Kaum 150 Schritt vorwärts, begegnete mir Merkatz; er lag, schwerverwundet und leichenblaß vom vielen Blutverluste, auf den Gewehren einiger ihn tragenden Soldaten. Sein Auge aber glänzte vor Freuden; denn es ging vorne sehr gut. Der Feind war im ersten

Anlauf überall vertrieben, und nur der Eine Schmerz, das Schlachtfeld so bald verlassen zu müssen, trübte seinen Blick. Erst vor wenigen Tagen hatte mich der treffliche, aber etwas stolze Merkatz bitter gekränkt. Ich hatte ihm, ob ich gleich ungleich jünger war, in der Weinkeckheit Bruderkuß und Bruderschaft angeboten. Er hatte mir darauf erwiedert; Mit größtem Vergnügen, mein lieber Kleiner, aber nur unter Einer Bedingung: Sie nennen mich Sie, und ich nenne Sie fortan Er! — Als ich jetzt an ihm vorbeizog, rief er mir zu: „Kleiner! vorwärts! Dort wird Bruderschaft geschlossen!“ Ich lief was ich nur laufen konnte und kam eben vorne an, als die Schützen über eine Lehmmauer kletterten: Ueberall Lärm, Rufen, Signalhörner und Kugelpfeifen und Pulverrauch! auch brennten schon einige Bauernhäuser. Schaarenweise wurden die Verwundeten zurückgebracht; der erste Todte, welchen ich sah, wurde langsam dicht bei mir vorübergetragen. Sechs Mann hatten ihn auf den Schultern, ein Unteroffizier von unsern Schützen ging voran mit dem dekorirten Tschako und der Schärpe des Gebliebenen. Es war der junge Prinz von Hessen-Homburg; als Stabsoffizier im ersten schlesischen Infanterieregiment fand er sehr bald den Heldentod. Wie zur Parade,

mit dem Stern und den glänzenden Zeichen seines Standes und seiner Scharsche geschmückt, ritt er auf hohem Engländer in den vordersten Reihen. General von Ziethen selbst suchte ihn auf die doppelte Gefahr aufmerksam zu machen, welcher er sich dabei aussetze; er war ja eine glänzende Zielscheibe der nahen feindlichen Schützen. Den Warnungen, er möchte doch zum wenigsten den Stern ablegen, entgegnete der Prinz ruhig: „Hier ist des Soldaten schönste Parade," und sank tödtlich getroffen vom Pferde.

Mein Bataillon war im Sturmschritt bis zu unsern Schützen im Dorfe herangekommen; ein ziemlich breiter aber trockener Graben, oder richtiger, der dichte Kugelregen, welcher von den ganz nahe, hinter dem jenseitigen Damm, aufgestellten französischen Kolonnen uns begrüßte, brachte einige Unordnung in die Kompanieen. Alles drängte sich in den Graben hinein, keiner mochte zuerst wieder heraus, um die kleine hölzerne Laufbrücke zu passiren. Da sprengte Graf Reichenbach über dieselbe, und mitten auf dem Damm haltend, herrschte er: „Wollen die Herren Offiziere wohl die Leute vorwärts bringen?" und sich an mich wendend, der ich zufällig der nächste bei ihm war: „Nun, kleiner Rahden, vorwärts! hieher!" Schnell

wie der Gedanke stand ich mit hochgehobenem Degen an seiner Seite, stürzte aber augenblicklich zusammen; denn eine feindliche Kugel hatte mich gerade auf die Brust getroffen. Ich mochte vielleicht 10—15 Minuten gelegen haben, als die Besinnung zurückkehrte; Uniform und Ueberrock, nach damaliger Mode stark wattirt, und der quer darüber hängende Mantel hatte die ganz dicht auf mich abgeschossene Kugel geschwächt, so daß nur die Haut verletzt war. Die Erschütterung aber hatte mich darnieder geworfen. Achtzehn Löcher waren im aufgerollten Mantel, Uniform und Ueberrock, als ich dieß später bedächtig mit den Fingern untersuchte. Hierauf eilte ich sogleich meinem Bataillon nach, und traf es vielleicht zwei bis dreihundert Schritt vor mir, mitten im Dorfe, im scharfen Gefechte mit dem rückgehenden Feinde; ich laufe zum Major, welcher immer noch zu Pferde das Bataillon zu sammeln sich bemüht, und zeige meinen Schuß. „Gut! aber immer vorwärts, Kleiner!“ war seine kurze Antwort. Bald hierauf sank unser Held vom Pferde; eine Flintenkugel hatte ihm das Ellenbogengelenk des rechten Armes zerschmettert und ihm die Brust gestreift. Mein Hauptmann Rathenow, als der Aelteste, übernahm sogleich das Commando. Aber da war an keine Ordnung

mehr zu denken; das Gefecht hatte Alles aufgelöst; alle Batallione fochten unter einander. Vereinzelte Infanteriehaufen und die braven Neumärker Dragoner (aus dem östlichen Brandenburg), welche zu unserer Brigade gehörten, griffen immer wieder von Neuem an. Niemand befehligte, Niemand konnte auch die einzelnen Truppen im Zusammenhange befehligen; dieß war durchaus unmöglich, und so zersplitterten sich die schönsten und herrlichsten Kräfte.

Die neumärkischen Dragoner stehen mir lebhaft vor der Seele: erst schaarenweise, dann in immer kleiner werdenden Abtheilungen stürmten sie unter dem Ruf: immer nur druf! gegen die feindlichen Massen auf freien Plätzen zwischen den Dörfern oder in den Gassen selbst aufgestellt; oft nur ein Offizier mit 15 bis 20 Pferden.

Dieß waren gar tüchtige Reiter; mitten in den Dörfern, aus Häusern, hinter Bäumen, Hecken, Zäunen und aus tiefen Gräben beschossen, ließen sie sich durch nichts aufhalten. Die braven neumärkischen Dragoner folgten nur Einer Richtung, nur Einem Grundsatz beim Gebrauche ihrer Waffe: „Immer vorwärts und brav eingehauen!“

Nicht gar Viele gab's und gibt's, wie sie, und nur Wenige haben dem gewaltigen Feinde

solchen Respekt geboten, als die neumärkischen Dragoner! Gedenken wir nur an Wachau und Liebertwolkwitz! Erinnern wir uns dabei, daß der Feldmarschall Graf Ziethen, einer der gewichtigsten jetzt noch lebenden Augenzeugen aus jenem Freiheitskampf, *) die Neumärker nur seine „Dragoner von Wachau" nannte.

Doch wir wollen wieder zurück in unsere blutige Schlacht von Lützen. Ich erstaunte ebenfalls über die Ausdauer und den Heldenmuth der Infanterieoffiziere; einige von ihnen sah ich, wie sie mit verbundenen Köpfen, ohne Tschako, oder die verwundeten Arme in Tüchern tragend, ihre Kompanieen immer wieder auf's Neue in's Gefecht führten, und überhaupt in unausgesetzter Thätigkeit waren. Es war, als wollten sie, besonders die älteren, eine sieben Jahre lang geduldete Schmach in wenigen Stunden ritterlich rächen! Auffallend schien es mir, daß ich bei dem Dorfgefechte viel weniger Gelbkragen, d. h. Schlesier, bemerkte; zufällig waren es immer karmoasinrothe, d. h. westpreußische (Danziger) Offiziere, welchen ich hier am nächsten zu stehen kam,

*) Dieser ist nicht zu verwechseln mit seinem viel ältern Vetter, der im siebenjährigen Kriege sich so hervorthat und von dem wir oben gehört haben.

sie hatten sich zwischen unsere schlesischen Batallione im Dorfgefecht eingeschoben.

Mein Batallion fand ich bald hierauf wieder, auf einem freien Platze zwischen den eroberten Dörfern; Kanonenkugeln zehnteten es aus und lichteten die Reihen der Soldaten. Rathenow ließ, als einstweiliger Kommandör, eben die Kompanieen ordnen und Rotten zählen. Alle vier Kompanieen waren beinahe zu der Stärke von Einer zusammengeschmolzen, Rathenow war zu Fuß, und mit barschen, aber dennoch ruhigen Worten gab er seine Befehle und schnupfte dabei sehr emsig eine Prise nach der andern. Offiziere und Unteroffiziere kommandirten und tobten und schrieen; die Meisten der Ersteren waren aber schon außer Gefecht gesetzt, zehn bereits verwundet, einer todt: Graf Reichenbach, zwei Hauptleute und alle Schützenoffiziere. Der König sah sich veranlaßt, kurz nach der Schlacht, in einem Armeebefehl seinen Wunsch bestimmt dahin auszusprechen, daß in Zukunft die Herren Stabsoffiziere und Kommandör's in begonnenem Schützengefecht, besonders in Dörfern, absitzen möchten. Denn es waren bei Lützen alle Batallions-Kommandöre, fast ohne eine einzige Ausnahme, verwundet oder erschossen worden. — Wir Schützen zogen froh auf's Neue gegen den

Feind, aber auch unser neuer Führer sank bald schwer verwundet zusammen.

Mir schien jetzt die heißeste Stunde der Schlacht gekommen zu sein; es war vielleicht 3 Uhr, alle Batallione standen im Gefecht, und in den Dörfern wurde mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft. Eben jetzt tritt ein mir stets wehmüthiges Zwischenereigniß der Schlacht vor meine Erinnerung. Ein Portepeefähndrich, von Röll, mein sehr guter Freund, fungirte als Sectionsführer bei meinem Schützenzuge. Röll war ein altes bemoostes Haupt in dieser seiner Scharsche; denn er hatte schon bei Jena (1806) die Retirirfahne seines Batallions getragen und verspielt, wie er sich oft selbst komisch genug ausdrückte. Mein guter wackerer Freund hatte aber wenig gelernt. Es war ihm unmöglich das Offizierexamen zu bestehen; schon dreimal hatte er's versucht, aber auch dreimal war's mißlungen. Gewiß noch einmal so alt als ich, stand er heute unter meinen unmittelbaren Befehlen. Im Gewirr des Dorfgefechts waren wir lange Zeit getrennt gewesen; jetzt kamen wir ganz nahe zusammen. Er hatte in der Hitze der Blutarbeit seinen Tschako umgekehrt, nämlich das Schild nach hinten, die Patrontasche nach vorne geschoben. So ladete und feuerte er nach Herzenslust,

Mund und Untergesicht ganz geschwärzt vom Patronenabbeißen. Beim Vorgehen immer der Erste, beim Retiriren der Letzten Einer, verblieb er lange Zeit schweigend an meiner Seite. Drauf wandte er sich fragend zu mir: „Nicht wahr, Brüderchen, heute werde ich wohl im Examen bestehen?" — „Ganz brillant," erwiederte ich ihm. — „Denkst Du?" — Das Wort erstarb auf seinen Lippen; denn eine Kugel war durch die Patrontasche in den Unterleib gedrungen, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft seines letzten bittenden Blicks, ihn zu retten. Wir mußten eben zurück; aber in zehn Minuten drangen wir wieder vor. Da lag er schon todt ausgestreckt. Das Getümmel war groß; alle Bataillone waren aufgelöst, kein Kommando war mehr vernehmbar, nur des Signalhorns stoßweiser Ton: „Scharschirt!" oder „Langsam zurück!" Alles schrie unter einander; Keiner aber folgte dem Befehl. Auch ich schrie; aber Niemand konnte mich verstehen; denn ich war schon ganz heißer geworden.

Wir hätten beinahe unsere eroberten Dörfer wieder aufgeben müssen. Alles zog sich zurück. Da sah ich auf einmal unsern General Ziethen vor mir auf hohem braunem Engländer, sich offen als Zielscheibe hinstellend, der Letzte fast in der Schützenlinie, die eben

sehr schnell abziehen mußte; mitten im stärksten Gewehrfeuer, mit derselben achtunggebietenden ruhigen Miene, welche ich oft auf dem Paradeplatz an ihm gesehen. Er sprach aber kein Wort. Drei bis vier Minuten mochten wir zwei beinahe außer den feindlichen Kugeln, welche ungezählt an uns vorüberpfiffen, die einzigen gewesen sein auf dem kleinen Fleckchen, wo wir eben zusammentrafen; sonderbar, er der erste und ich der jüngste von den Offizieren in der ganzen Brigade! noch nie hatte ich in so vornehmer Gesellschaft einen so bedeutenden Platz eingenommen. — Da rückten geschlossene Haufen vor, welche sich von unsern Bataillonen rückwärts wieder gesammelt hatten, mit Fahnen und Trommelschlag. Ich trat sogleich ein, und der General führte sie gegen den rasch vordringenden Feind. Hier war's, wo eine Flintenkugel unserem Fahnenträger, von der Mülbe, (wegen seines jugendlichen und sanften Wesens immer nur „unser liebes Adolphchen" genannt) den Fahnenstock entzwei schlug und in die Schulter fuhr. Gelassen nimmt Adolphchen die Fahne in den andern Arm, achtet nicht der blutenden Wunde, sondern stürzt mit einem lauten Hurrah! vorwärts. — Diese That des blutjungen schönen Jünglings wirkte begeisternd auf unsere Soldaten, und Alles

stürmt ihm nach in den Feind, die ganze Linie folgte, und die Gegner mußten abermals weichen. Die schon halb verlorenen Dörfer wurden wieder genommen. — Einstimmig wählten an einem der nächsten Abende die sämmtlichen Kompanien den Portepee-Fähndrich zum ersten Ritter des eisernen Kreuzes, und darum zählt auch der jetzige Major von der Mülbe, Bataillons-Kommandör im 31. Landwehr-Regiment, zu den ältesten Rittern dieses heiligen Zeichens. Es war jetzt gewiß schon sieben Uhr Abends; alle Leibeskräfte schienen erschöpft und nur das Gefühl für Ehre und Pflicht triumphirte. — Und so kam die Nacht über uns.

---

23. Die Brüder und die Soldaten-Andacht.

Beide Parteien schrieben sich den Sieg in der Schlacht bei Lützen zu, und nicht mit Unrecht. Der durch die Unebenheit der Gegend verzögerte und stockende Nachtanmarsch der Preußen hatte nicht nur eine blutige Nase für unsern Rahden zur Folge. Die Franzosen bekamen dadurch Zeit, ihre 150,000 Mann gegen die 70,000 Preußen und Bundesgenossen zu konzentriren, die sehr überlegene Masse ihres

Geschützes zu entwickeln und blieben so am Abend im Besitz des Schlachtfelds. Aber die Deutschen, besonders die Freiwilligen, welche hier zum erstenmal in's Feuer und in's Handgemenge gekommen waren, hatten sich gegen die erdrückende Uebermacht heldenmüthig geschlagen, einige Kanonen erobert und keine einzige verloren. Da nun leider die Regierungen der süddeutschen Länder, außer Oestreich, ihre tapferen Truppen wieder zu den Franzosen gegen die Vertheidiger der deutschen Freiheit stoßen ließen, so zogen die Preußen sich in die Schanzen von Bautzen in der Lausitz, östlich von Dresden, zurück und vertheidigten diese eben so tapfer vom 19. Mai an gegen die Uebermacht der Franzosen und ihrer Helfershelfer.

Rahden schildert uns mitten aus diesem Kriegslärm folgende Scene: Am Nachmittag des 19. wurden, wie es täglich geschah, von den Kompanieen abtheilungsweise unsere Soldaten zum Wasserholen aus der nahen Bautzener Vorstadt abgesendet; heut traf mich das Dienst-Kommando, die Leute dahin zu führen. Es wimmelte in der Vorstadt von Soldaten aller Waffengattungen und von den verschiedensten Truppentheilen unter einander. Während die Leute an den Brunnen und in den Häusern ihre Kochgeschirre füllten, trafen die Offiziere

in den Häusern zusammen, und, wie zufällig, hatten sich heute fünf derselben in der kleinen Vorhalle eines allerliebsten Gartenhauses niedergelassen. Da das freie, ungebundene Leben des Kriegers so bald und unwillkürlich auf Geselligkeit hinweist, und das nahe ununterbrochene Geschütz und Gewehrfeuer des Gefechts bei Weißig obenein die Gemüther harmonisch-wehmüthig gestimmt hatte, so saßen auch diese Offiziere bald dicht an einander gedrängt. Der edle Rebensaft kreiste und ward aus kleinen Gläsern nur mäßig geschlürft, dennoch erhöhte und stimmte dieß unsere Seelenakkorde zur herzlichen Vertraulichkeit. Zwei ältere Offiziere mit weißen Kragen, von dem ersten pommerischen Regiment, beide bereits mit dem eisernen Kreuze geschmückt, ein anderer bejahrter Ober-Leutnant v. W., von einem Reserve-Batallion, Unter-Leutnant v. W. vom ersten schlesischen und ich vom zweiten schlesischen Infanterie-Regiment waren die Beisitzer. In fünf Minuten schon führten uns unsere Unterhaltungen zurück auf das Schlachtfeld vom 2. Mai nach Lützen, und jeder theilte seine Erlebnisse jenes heißen Tages den Andern mit. Auch ich sprach mit innigen Gefühlen von dem Verluste meiner guten Freunde, besonders des alten braven Fähndrich von Röll, und, ohne zu ahnen,

welche Bewegung ich in den Herzen meiner Zuhörer hervorbrachte, malte ich mit jugendlichem Feuer und kameradschaftlicher Vorliebe den ächt soldatischen Tod meines Kriegsschul- und Kompanie-Gefährten. In dem dunklen Auge des mir zur Seite sitzenden, mit dem schönsten männlichen Schmucke, einem pechschwarzen Barte, gezierten pommerschen Kameraden glänzten Thränen, und als ich kaum geendet, warf er sich mir um den Hals und rief: „Lieber Kleiner! Dein Freund war mein Bruder. Er ist als Ehrenmann gefallen, Du hast es mir gesagt, und mir innig weh- aber auch wohlgethan mit Deinen Worten. Denn er starb für's geliebte Vaterland. Sei Du fortan mein Bruder, lieber Kleiner!" und die Gläser klangen zu unserem Bunde: „Auch mir! Auch mir!" riefen die Andern, und überselig und beglückt, in Freudenthränen aufgelöst, entwand ich mich den Armen meiner Brüder, denn eben rief das Flügelhorn die Heimkehr in's Lager. Ehe wir uns trennten, schlossen wir das engste Freundschaftsbündniß. Das trauliche Du und Du war für's kommende Leben unsere Loosung und wir gaben uns die Versicherung: „unter jedem Verhältnisse, nur Einen Gedanken, nur Ein Gefühl, Einer für den Andern, zu bewahren; dem

Bruder zu helfen, und beizustehen bis zur Aufopferung aller unserer geistigen und leiblichen Kräfte." „Morgen früh beginnt der Siegesoder Todestanz. Wer weiß, wer morgen von uns hier noch lebt! Also auf Wiedersehn hier oder dort!" — so riefen uns die braven Pommern noch einmal zu, und Jeder enteilte auf dem nächsten Wege zu seinem Bataillon. Ich fühlte eine Seligkeit im Herzen; die sich jetzt, eben so nahe dem Ende als damals dem Anfang des Lebensspieles, leider so nicht mehr wiederfühlen läßt, und wanderte still dem Feldlager zu.

Es war schon spät geworden, die Schatten dehnten sich länger und länger, und bald trat die Abenddämmerung ein. Unser Lager, im nächsten Hintergrunde rechts von dichtem Nadelholz begränzt, rückwärts im Mittelpunkt ziemliche Anhöhen, und links eine weit ausgebreitete Fläche mit grünen Dörfern übersäet und umzogen, hüllte sich immer mehr in Dunkel. Erst wirbelte weißer Rauch gleich unzähligen Rauchsäulen zum Himmel empor; dann erglimmte ein Feuerchen nach dem andern, bis zuletzt das ganze Lager, gleich einem endlosen Feuermeer sich ausbreitend, immer heller und lebendiger, wie aus dem Schooße der Erde hervortrat. Auf der hohen bewaldeten Berg-

lehne nahe der Stadt sah man auf unserer linken Flanke fortwährend Gefecht; das Knallen des kleinen Gewehrfeuers war der Entfernung wegen dem Ohre entzogen, aber für das Auge zeichneten sich die Feuerstreifen der Flintenschüsse, wie unzählige, kleine, senkrechte Sternschnuppen. Dort hinten aber im Centrum war Alles laut und fröhlichen Muthes; man konnte aus den Tönen, ohne die Worte zu vernehmen, sich die Jubelfeier der verschiedenen Volksstämme gar leicht deuten.

Jetzt war ich nur noch einige hundert Schritte vom Lager entfernt; auf einmal übertönte das Wirbeln aller Trommeln das laute Treiben und Gewühl, und nach den letzten verhallenden Schlägen folgte heilige Stille — sie beteten Alle zum Herrn der Heerschaaren, da oben über dem Sternenzelt, und schweigend weihten sich die Seelen der Krieger auf Morgen dem erneuten furchtbaren Ringen für das Theuerste im Leben, für ihr Vaterland, für ihre Fürsten. Darauf schallen nah und fern und immer ferner choralähnliche Feierklänge von vielen Musikchören, und dort im weitesten Hintergrunde, wo die Fürsten lagen, hört man die erhabensten Uebergänge zu unseren Volks- und Vaterlandsliedern; alle Regimenter fallen in die Melodie ein und der Jubel wird wieder allgemein.

Das jugendlich=glückliche Gemüth von solchen Gefühlen durchbebt und durchzittert, trete ich in meine liebe, kleine Heimath, in mein Beiwachtschloß mit dem Strohdach, in mein kleines Heiligthum, wo die Fahne sich an den Trommelaltar lehnt und liebe, treue Freunde mich begrüßen.

---

24. Ich möchte doch auch einmal bei einer Schlacht nur so zusehen.

Um 10 Uhr am 21. Mai begann der Hauptschlachttag von Bauzen auf unserer Seite, schreibt Rahden weiter. Unser Bataillon wurde zwischen zwei pfeilspitzförmigen Schanzen, welche vielleicht 6 bis 800 Schritt von einander lagen, etwas rückwärts zu deren Schutz aufgestellt; unsere Schützen zur unmittelbaren Deckung der in den Werken aufgestellten Batterieen weiter vorgeschoben. Hinter Nieder=Kayna und Basankwitz standen unübersehliche Infanterie=Massen des Feindes und seine Batterieen schleuderten eine gewaltige Menge Granaten und Vollkugeln nach unsern Verschanzungen. Natürlich schlug auch so manche rechts und links dicht neben unser Bataillon, einige fielen sogar in dasselbe, wo sie den Hauptmann von Berg

und mehrere Soldaten verwundeten. Den schlimmsten Eindruck machte jedoch die gewisse Ueberzeugung, daß wir 30 Schritt rückwärts viel sicherer stünden! Die Leute murrten; denn es war wirklich, als ob man uns dazu ausersehen hätte, gestern und heute die nächste Zielscheibe des feindlichen Geschosses zu sein. Es thut innerlich weh, nur als Verbrauchsmaterial oder Kanonenfutter betrachtet zu werden!

Doch damals regte sich wohl noch in Keinem von uns eine so straffällige Aufklärungsidee und nur gegen den starren, unbeugsamen Sinn unseres Kommandörs, „auch keinen Schritt von dem Platze weichen zu wollen, auf welchem wir gerade standen," wendete sich das immer lauter werdende Gerede der Unzufriedenen, und nur mit Mühe konnten die Offiziere beschwichtigen. Von Rathenow, unser Kommandör, hörte dieß oder mochte sich so etwas denken; genug, er erlaubte, daß sich die Leute mit dem Gewehr im Arm niederlegen könnten. Er selbst nahm seinen Platz ganz vorn bei der Fahne und die Offiziere der nächsten Kompanieen um ihn herum. Auch ich habe hier, wie mir Rathenow sagte, mich ausruhen können. Ein heißes Ruheplätzchen! Während einiger Stunden flogen die feindlichen Kanonenkugeln ohne alle Uebertreibung ungezählt und

kaum 3 bis 4 Fuß über unser Bataillon dahin, so daß wir im Stehen alle hätten daran glauben müssen. Der allerkritischste Moment war aber der, als zwei russische Batterieen, wie bekannt jede zu 12 Geschützen, dicht vor uns auffuhren und ihr immer sehr wohlgenährtes Feuer eröffneten. Das ganze feindliche Geschoß entlud sich auf uns, da wir dicht hinter den Batterieen standen oder vielmehr lagen. Zu unserem Glück war, daß russische Artillerie gewöhnlich nicht sehr lange im Feuer bleibt; sie entladet sehr schnell ihren Pulvervorrath und zieht dann ab. So war auch die unsrige in einer halben Stunde fertig und zog sich dann wieder zurück. Das machte hinwiederum einen sehr widrigen Eindruck auf unsere, diese Kriegskunst noch nicht kennenden, Gemüther. Wir glaubten darin ein schlimmes Zeichen zu erblicken. Unsere Batterieen in den nahen Schanzen arbeiteten unterdessen immer ruhig fort. Es war der tapfere Hauptmann v. Rakzynski, welcher eine halbe zwölfpfündige befehligte. Auch vor uns im nahen Grunde, zwischen den Wiesen und Seen von Kreckwitz, manövrirte und exerzierte im scharfen Feuergefecht eine reitende Batterie, wie es nur irgend eine andere auf dem klassisch musterhaft gewordenen Terrain eines Exerzierplatzes thun dürfte. Ich glaube, der Hauptmann

von Tuchsen kommandirte selbige, und Leutnant von Strotha, Eck und Lettgau fochten bei derselben. Mein Bataillon konnte die ganze vorliegende Schlacht leicht übersehen, und noch heute, nach 32 Jahren, vermöchte ich die regelrechten Abschwenkungen und Aufmärsche jener Batterie auf einem so kupirten Terrain (durchschnittenen Boden), wie nahe bei Kreckwitz, wo kleine Teiche und Gebüsche der Artillerie nur hinderlich sein konnten, aufzuzeichnen. Es war ein wahres Gaudium für uns Alle, das zu sehen; denn nicht allein wir Offiziere, sondern jeder Soldat verfolgte mit höchster Aufmerksamkeit die Thaten des braven Tuchsen und seiner vortrefflichen Offiziere und Soldaten. Ein Freudenruf wurde in unserer gerade nicht sehr bequemen Lage jedesmal laut, wenn wir sahen, wie Tuchsen schoß, schnell aufprotzte, abfuhr, und jedes Gebüsch oder jede Unebenheit des Terrains benutzte, um eben so unerwartet wieder dort ganz nahe aufzumarschiren, abzuprotzen und den Feind in die Flanke und in den Rücken zu beschießen.

Es mochte Mittag sein, etwa zwischen 2 und 3 Uhr, als uns von dem hinteren Treffen die Weisung zugerufen, oder vielleicht auch zugesendet wurde, „Schützen einzuziehen und langsam zurückzumarschiren.“ Noch immer sausten

die feindlichen Kugeln über und neben uns hin, schlugen meistens 15—20 Schritte vor uns auf, rikoschettirten (flogen vom Boden wieder aufprallend) in ganz flachen Bogen über uns hinweg, und schlugen in die hinteren Treffen. Demnach bewährte es sich, daß unser Kommandör die Aufstellung sehr richtig genommen hatte. Wie schon gesagt, die Kugeln gingen ganz dicht über uns weg und mähten vollständig das umliegende Terrain, besonders bis zur Schanze linker Hand, von welcher wir wohl 4—500 Schritte entfernt standen.

Leutnant Klein,

25. der östreichische Herr Kamerad,

als Freiwilliger bei uns Preußen eingetreten, fungirte als Adjutant, und erhielt nun von Rathenow den Auftrag, die detaschirten Schützen selbst zu holen. Ohne allen Zweifel wollte Rathenow dem neuen Leutnant auf den Zahn fühlen, wie man zu sagen pflegt; denn ebenso gut konnte er durch die Trommel oder das Signalhorn die Companieen zurückberufen. Die 800 oder 1000 Schritte, welche Klein

bei dieser Expedition hin- und hergegangen ist, und wie er die schwere Aufgabe durchgeführt, hätte auf immer vergessen machen können, daß er nicht schon Jahre lang bei und mit uns gelebt und gefochten habe. Klein war groß und stämmiger Figur, also eine gute Zielscheibe für den Feind. Die Feinde mochten unsere Rückzugsabsichten bemerken und verdoppelten ihr Feuer, so daß buchstäblich das Terrain, worauf wir standen, wie rasirt wurde. Wir konnten gewiß von unserm Fleck aus einige Hundert solcher Risse und Streifen zählen, dergleichen eine dicht dahin sausende Kugel auf festem Erdreich macht, und es schien also unmöglich, daß Klein den Auftrag ausführen könne; auch verfolgte jedes Auge den Abgehenden. Klein mochte, als guter Mathematiker, den nächsten Weg, also die gerade Linie an's Ziel, sich vorgezeichnet haben, und er ist keinen Zoll breit davon abgewichen, obgleich ihn die Kugeln oft gar unhöflich dabei zu stören suchten. Aufrecht und ruhig, wie eine Palme, schritt Klein vorwärts und gelangte glücklich zur Schanze, und als er ebenso glücklich die dort detaschirt gewesenen Schützen zurückbrachte, empfing ihn der Kommandör mit einem kurzen: „Gut! lassen Sie eintreten!“ Mancher von uns aber

drückte dem ritterlichen, braven Kameraden die Rechte, und der Bruderbund war geschlossen.

Hier müssen wir vielleicht zur Warnung und zu Nutz manches Lesers beifügen, was unser Rahden aus dem folgenden Feldzug von Anno 1814, dem ersten französischen, erzählt. Da mußten sie in der Schlacht bei Laon (sprich: Lan) am 9. März mit leerem, ödem Magen auch so die lieben Kanonenkugeln um sich herum hüpfen sehen. Der Franzose schoß sehr langsam und bedächtig, und da das Terrain eben, die Entfernung später ziemlich bedeutend war, in Rollschüssen (auch in großen flachen Sprüngen und Sätzen), so daß die Kugeln oft nur so langsam herbei kamen, wie die Kugeln auf einer Kegelbahn. Es war daher eine Lust für unsere Leute, die letzten Sprünge derselben zu beobachten, und sie, wenn sie immer schwächer wurden und kraftlos liegen blieben, sogleich aufzufangen. Einige Soldaten liefen den Kugeln sogar entgegen, um sie alsbald aufzuheben und zu unserer Batterie bringen zu können. Auch mein lieber Kriegskamerad v. L. wurde bei diesem Spiele zuletzt so dreist, daß er eine ganz schwach herbeirollende Kugel mit dem Fuße aufzuhalten gedachte; in dem Augenblicke der Berührung aber nimmt dieselbe noch einen kleinen Ansatz, worauf sie

liegen blieb. Der Fuß meines Kameraden aber war, wenn auch glücklicherweise nicht zerschmettert, doch so beschädigt, daß der Stiefel abgeschnitten werden mußte und er 3 bis 4 Wochen lang schwer verwundet, und nur unter vielen Schmerzen dem Bataillon, das er nicht verlassen wollte, zu Pferde folgen konnte.

Dießmal schließen wir mit der Kapitel-Ueberschrift und Nutzanwendung zugleich, nämlich mit einem Satze aus der höhern Kriegswissenschaft:

Kanonenkugeln sind keine Kegelkugeln.

---

26. Der glorreiche Rückzug.

Napoleon war durch die Niederlage bei Leipzig, am 18. October 1813, aus den deutschen Landen diesseits des Rheins hinausgeschlagen. Da er keine annehmlichen Friedensbedingungen bot, so rückten die Deutschen in der Neujahrsnacht 1814 über den Rhein. Da zeigte es sich aber wieder, daß Niemand unter der Uneinigkeit und Getheiltheit Deutschlands mehr zu leiden hat, als der deutsche Soldat mit aller seiner Tapferkeit. Obgleich Napoleon

weniger Soldaten hatte, so fand er doch immer wieder Gelegenheit, mit Uebermacht sich auf vereinzelte deutsche Korps zu werfen. Von einem solchen Tanz erzählt uns Rahden:

Den 14. Februar, Morgens früh, erfuhren wir, daß unser Vortrab vom Feinde mit übermächtigen Kräften angegriffen und gänzlich geschlagen worden sei. Zu ihrer Aufnahme wurden unsere Bataillone zunächst der Straße in den umliegenden kleinen Buschwerken aufgestellt; Plänkler wurden vorgezogen, und in kürzerer Zeit als einer halben Stunde waren wir mit dem vordringenden Feinde in das hartnäckigste Gefecht verwickelt. Von den vorgezogenen Schützen des Bataillons kommandirte ich den rechten, und der Leutnant von Langenthal den linken Flügel, doch hatte ich unter meinem unmittelbaren Befehle, außer der ersten und zweiten Kompanie, noch die Jäger-Abtheilung unter dem jungen Leutnant Richtarski, ungefähr 25—30 Mann stark. Es möchte hoher Mittag sein, als die feindlichen Kolonnen unsere vorwärts geschobenen Plänklerlinien auf unsere Bataillone zurückdrängten, und als ich mich wieder beim Major, Grafen Reichenbach, meldete, welcher sich, obgleich Regiments-Kommandör, immer beim ersten Bataillon aufhielt, konnte ich, da die Straße

eben einen erhöhten freien Platz durchzog, unsere ganze Stellung übersehen. Dieß ward mir noch um so leichter gemacht, als unser Fußvolk, in dichten Kolonnen zusammengeschoben, rechts und links von dem Weg, die Artillerie aber auf demselben sich langsam rückwärts fortbewegte. Unsere beiden einzigen Kavallerie-Regimenter machten zur Deckung des Rückzuges wiederholte Angriffe, linker Hand der Straße, gegen die zu rasch und keck nachdringenden Infanterie-Kolonnen des Feindes, drangen durch, mußten aber dennoch jedesmal wieder zurückgehen. Ich erinnere mich ganz genau, daß hier das schlesische Kürassier-Regiment wohl zehn bis zwölf Mal Front machte, aufmarschirte und den Feind zurückwarf, aber dennoch der Ueberzahl desselben weichen und der allgemeinen rückgängigen Bewegung folgen mußte.

Es mochten wieder einige Stunden vergangen sein, und unsere Infanterie in der vorhin angegebenen Ordnung sich langsam zurückgezogen haben, als sich auf einmal zu unserer Rechten eine fast unübersehbare Masse feindlicher Kavallerie entwickelte, welche, anstatt uns von vorn anzugreifen, uns nur in der Seite faßte, indem sie unsern Marsch, und zwar außerhalb des Bereiches unserer Waffe,

begleitete. Von da also drohete uns die größte Gefahr, denn es war augenscheinlich, daß diese Reiterei beabsichtigte, uns von unserer Rückzugslinie, welche durch das Dorf Etoges ging, abzuschneiden. Dieß war um so eher ausführbar, als die Hauptstraße, auf der wir uns befanden, einen Bogen beschrieb, während der Marsch der feindlichen Reiterei sich auf der Sehne desselben, in gerader Linie vorwärts bewegte. So verfolgten wir wieder eine Stunde langsam unsern Rückmarsch (da die uns begleitende Artillerie auf dem fast grundlosen Wege nur mühsam zwischen den Infanterie-Batallionen fortkommen konnte), als die feindliche Kavallerie uns bei ihrem Flankenmarsche nunmehr ganz dicht zur Seite gekommen war und unsere Infanteriemassen angriff.

Von diesem Augenblick an trat für mich, als Plänkler-Offizier von beiden Kompanien, welche dem Angriffe am meisten ausgesetzt waren, eine solche ununterbrochene Thätigkeit ein, daß ich alles Andere um mich her vergaß, und froh und glücklich, als wäre ich bei der angenehmsten friedlichen Beschäftigung, mit Lust und Liebe meiner wahrlich schweren Pflicht oblag. Mein Batallion bildete nämlich rechts an dem Wege, wo die feindlichen Schwadronen zuerst anprallten, die äußerste Nachhut, und

der Graf Reichenbach, welcher auf seinem herrlichen Rothschimmel immer der Allerletzte von der ganzen Kolonne war, hatte mich gemessen dahin befehligt, jedesmal, wenn der feindliche Angriff zurückgeschlagen worden sei, mit meinen Plänklern aus dem Karree hervorzubrechen, und so immer die besten gezielten Schüsse dem Feinde nachzusenden. Wohl zwölf bis fünfzehn Mal hat uns hier die überlegene feindliche Kavallerie, immer in Schwadrons- oder Regimentskolonnen formirt, angegriffen, aber niemals ihren Zweck erreicht. Immer ließ der Graf Reichenbach solche auf 50—60 Schritt herankommen, machte dann erst Halt, formirte Karree und gab eine geregelte und wohlgenährte Bataillonssalve, worauf die Feinde jedesmal auseinander stoben.

Augenblicklich sprang ich mit meinen Leuten 30 bis 40 Schritt nach und feuerte wohlgezielt so lange, bis eine neue Schwadron heranjagte, worauf ich mich dann eben so schnell mit meinen Plänklern an den Schlußzug des Bataillons zurückzog, bei der Salve jedoch nicht mitschoß, um sogleich beim Verfolgen dazu wieder bereit zu sein. Graf Reichenbach blieb, wie schon gesagt, immer außerhalb des Karree's, nahm niemals seine Stelle innerhalb desselben ein, sondern ritt an die linke Flanke

des Bataillons, welche nicht thätig sein konnte, da solche der Straße, auf welcher unsere Artillerie stand, zugekehrt war. Dabei gab unser trefflicher Major mit äußerster Genauigkeit, Ruhe und Kaltblütigkeit, wie auf dem Exerzier-Rewüplatze (und noch viel besser), die nöthigen Kommando's. Man hörte nur seine Stimme und unsere Salven, und gewiß ist's, hier feierte der tapfere Graf Reichenbach als Militär und Vorgesetzter den schönsten Nachmittag seines Lebens.

Wenn unsere westlichen Nachbarn, die Franzosen, die Thaten ihrer Braven durch Pinsel und Griffel der ersten Künstler verewigen lassen, so verbleiben unsern Helden, nächst der Vergessenheit (welche ganz unverzeihlicher und unbegreiflicher Weise Großthaten deckt, die ja nie mehr wiederkehren, also für unsern Ruhm durchaus verloren sind), nur noch hier und da die schriftlichen Ueberlieferungen alter Soldaten, früherer Augenzeugen solcher Heldenthaten. Und wahrlich! wenn Horas Vernet den Bataillonschef Changarnier der Nachwelt darstellt, wie derselbe ganz einfach, und gar nicht sehr wundersam brav, inmitten seines Karree's sich gegen den ungestümen, aber schnell verrauchten Angriff halb wilder Reiter schützt, so dürfte, glaube ich, und mit mir wohl jeder

Militär und ächte Preuße, Graf Reichenbach vor seinem Bataillons-Karree, während dem nachhaltigsten Angriff von sechstausend französischer Kavalleristen, einen viel würdigeren Gegenstand dazu abgeben. *)

Bei der vorschrift- und ordnungsmäßigen Vertheidigung unserer Bataillone, welche sich dabei langsam rückwärts bewegten, galt es uns als eine wahre Freude, die feindlichen Angriffe sich immer wieder erneuern zu sehen, denn die anstürmenden Reiter wurden jedes Mal mit blutigen Köpfen abgewiesen. Unser Kommandör hatte bei diesem glänzenden Gefechte unbestritten den höchsten Antheil, aber auch alle Offiziere, und besonders unsere herrlichen Soldaten, durch die ruhige Haltung des Führers zur Be-

*) Herausgeber dieses kann sein längst darüber gehegtes Aergerniß nicht unterdrücken, daß nur von wenigen unter den vielen Fürsten Deutschlands etwas für Verherrlichung der Kriegsthaten ihrer Heere durch Gemälde und deren öffentliche Ausstellung geschehen ist, und daß die Regimentskassen nicht für derartige Bilder in den Kasernen sorgen. Die schönen Schlachtgemälde im Schloß zu München stellen großentheils Schlachten von Deutschen gegen Deutsche dar! Daher sieht man auch in Gasthäusern meist — Siege der Franzosen! Siege über Deutsche!

geisterung angeregt, welche sich darin aussprach, daß sie mit Kaltblütigkeit und einer gewissen Art Geringschätzung der feindlichen Schwadronen diese ganz nahe herankommen ließen und solche dann wie spielend abfertigten, ich wiederhole es, unsere braven Soldaten verdienen das unbedingteste Lob. Und wahrlich! es thut mir in der Seele leid, daß ich sie nicht alle namhaft machen kann. Besonders auszeichnen konnte sich hier aber Niemand.

Es war indeß ganz dunkel geworden; die feindlichen Angriffe unterblieben, und dieß war sehr schade, denn bei der Nachhaltigkeit und Beharrlichkeit unserer Leute griff die ganze Vertheidigung wie eine wohlgeregelte Maschine in einander, welche sehr gern noch Stunden lang, bis auf die letzte Patrone, so fortgearbeitet haben würde.

Unser Graf schien sehr zufrieden zu sein, denn er drehte sich schmunzelnd den Schnurrbart, bot, was sehr selten geschah, einigen Offizieren und Soldaten eine kleine Weinflasche, welche er gewöhnlich in dem Pistolenhalfter barg, sehr vertraulich an, um daraus zu trinken, und sagte mir dabei: „Nun, lieber Rahden! das hieß gut gearbeitet, Bravo!“ Für diese Belobung, so einfach sie klang, hätte

ich meinen herrlichen Kommandör vor Freuden umarmen mögen, und mit einem Hochgefühle in der jugendlichen Brust, das nur solche Männer zu wecken verstehen, und das man nur in solchen Augenblicken, als der gegenwärtig beschriebene, empfinden lernt, nahm ich wieder meinen Platz an der Spitze des nunmehr rechts abmarschirten Batallions, also der Regiments-Kolonne ein.

Das Gefecht schien nun beendet; der alte Feldmarschall Blücher mit Gneisenau, General von Kleist mit Grolmann und Prinz August ritten dicht vor uns auf dem Weg, und so mochten wir wohl eine kleine Stunde des Weges nach Etoges zu zurückgelegt haben. Tausende blickten dankbar nach dem mit Sternen übersäeten Himmel; denn daß wir mit solchen Ehren einer so großen Gefahr entronnen waren, konnte nur des Allgütigen Wille gewesen sein. Obgleich wir zum Rückzuge gezwungen worden, so hatten wir doch den moralischen Sieg davon getragen, denn es ist jetzt notorisch bekannt, daß General Grouchy (sprich: Gruschi) 6—7000 Reiter befehligte; und da er Stunden lang mit diesen Massen unsere schwachen Infanterie-Karree, welche nicht einen Mann Kavallerie zur Unterstützung bei sich führten, angriff, so ist es wunderbar, daß wir

nicht bis auf die letzte Rotte zusammen gehauen worden sind.

Man ersieht hieraus, daß brave Infanterie unbesiegbar ist, und daß die preußischen Bataillone sich hier mit unsterblichem Ruhme bedeckt haben. Dieß Hochgefühl durchglühte unsere Feldherren und Truppen.

Dieses erinnert uns daran,

27. wie der alte Dessauer Infanterist wurde.

Man spottet wohl über den alten Dessauermarsch, aber der Dessauer und sein Marsch hat oft die preußischen Truppen zu herrlichen Kämpfen und Siegen geführt; wer die herunter gestochen hat, der spotte darüber! Der Dessauer hat ein großes Verdienst um die Infanterie; er hat den eisernen Ladstock eingeführt; seine Soldaten in's rechte Feuer — des Muths und des Gewehrs — einzuüben, war sein Hauptzweck.

Aber wie er Infanterist wurde? Als geborner Fürst von Dessau hatte er die Wahl; die Kavallerie stach ihm auch in die Augen, doch wollte er mit der Infanterie anfangen.

Noch jung, wurde er vor bald 150 Jahren Kommandant eines preußischen Bataillons. In einem Treffen gegen die Franzosen an der obern Donau ging es bald für die Deutschen übel, da ihre Kavallerie, nachdem ihr erster Angriff zurückgeschlagen war, in Auflösung gerieth, weit hinter ihre Infanterie zurückflüchtete, und nicht mehr zu etwas Rechtem zu gebrauchen war. Stark bedrängt zog sich der Dessauer mit seiner Infanterie zurück in fest geschlossenen Gliedern und machte immer wieder Front; das that er namentlich Abends, ein Stück vor einem Waldsaume außen. Jetzt kam die französische Reiterei schaarenweise angesprengt; als die vordersten feindlichen Reiter schon bis auf 50 Schritte herangesprengt waren, kommandirte er sein Bataillon: schultert's G'wehr! und wie ein Mann schulterte es auf seine Donnerstimme. Bestürzt über solche Disziplin, kalten Muth und Verachtung, gab die französische Reiterei alle Angriffsversuche auf, und von der Stunde an war der Dessauer entschieden, als Infanterist zu leben und zu sterben.

28. Die stehengebliebene Batterie.

Leutnant Holsche, von der preußischen reitenden Artillerie, war ein guter Kopf, machte aber seinem Witz, besonders wenn er den Wein spürte, gerne dadurch Luft, daß er die wirklichen und angeblichen Fehler seiner Vorgesetzten auf rücksichtslose Weise kritisirte und lächerlich machte. Das hat er freilich mit Vielen, mit Gescheiten und Dummen, gemein; aber nicht jeder kritische Kopf treibt es auch vor dem Feinde auf seine Weise.

Als die Deutschen im Frühjahr 1814 bis vor Paris drangen, warfen ihre Schützen die Französischen aus dem Dorfe Villette hinaus, wurden aber von der schweren Artillerie am äußern Thore von Paris mit Kartätschen so derb empfangen, daß sie zurück mußten. Prinz August von Preußen, wie immer, beim Kampfe in den vordersten Reihen, bemerkte sogleich, daß seinen braven Truppen die Unterstützung ihrer Artillerie fehlte und befahl mit einigem Unwillen einem seiner Adjutanten, die etwas weit zurückstehenden Brigade-Batterien eiligst herbeizuholen. Unser Leutnant Holsche befehligte eine derselben. Hauptmann Decker ergriff mit Freuden die Gelegenheit, diesen etwas hart klingenden Auftrag des Prinzen ihm direkt zu

überbringen, und das um so lieber, als er sonst gefunden, wie Holsche nach seiner Manier beim Empfang höherer Befehle stets eine Art Gleichgültigkeit und Nichtachtung gezeigt hatte. Doch lassen wir Decker selbst weiter erzählen:

Ich gelangte sehr bald in stolzem Galopp zur besagten Batterie, deren Leute abgesessen waren und deren Kommandör bei einem schnell angemachten Feuerchen sich mit den Umstehenden unterhielt. „Herr Leutnant Holsche," fuhr ich barsch heraus, „Se. Königl. Hoheit wundern sich außerordentlich, daß Sie hier so unthätig stehen geblieben sind, und haben mir befohlen, Ihnen aufzugeben, sogleich mit Ihrer Batterie gegen den Feind vorzurücken!" —

„So? wundern sich Se. Königl. Hoheit?" war Holsche's ruhige Entgegnung, und darauf befahl er mit ebenso gemessenem Tone und Haltung: „An die Pferde! Aufgesessen! Batterie Marsch!"

„Mir schien, so erzählt Decker weiter, als wäre das angegebene Tempo nicht rasch genug, und ebenso gehoben und laut, wie vorhin, machte ich dem Leutnant bemerkbar, daß er zu spät an den bestimmten Ort in's Feuer kommen würde, er solle daher rascher fahren. „So! also rascher fahren?" entgegnete abermals Holsche und kommandirte: „Marsch!

Marsch!" doch mit derselben ruhigen Haltung, wie das erste Mal. Bald war nun der weite Raum zurückgelegt, und da wir schon den feindlichen Kugeln ziemlich nahe waren, so glaubte ich meinen Auftrag beendet, und gab dem Leutnant ungefähr die Richtung und den Ort an, wo er mit seiner Batterie auffahren möchte. Aber Holsche ersuchte mich freundlichst, bei ihm bleiben zu wollen, um ihm ganz genau anzuweisen, wo er mit der Batterie sich aufzustellen habe. Natürlich mußte ich diesem Gesuch willfahren. Je näher wir nun dem Feinde kamen, je rascher befiehlt Holsche das Tempo der Batterie; zuletzt fährt derselbe im gestreckten Galopp über unser erstes Treffen hinaus. Die feindlichen Gewehrkugeln pfiffen von allen Seiten, drum machte ich noch einmal eine Miene, als habe ich nunmehr meine Aufgabe vollführt, und sagte Holsche, er möchte nur hier stehen bleiben. Doch mit derselben Gelassenheit, wie bisher, wiederholt Holsche seine Bitte, bei ihm zu bleiben, um zugleich Sr. Königl. Hoheit berichten zu können, wo der Leutnant Holsche mit der Batterie stehen geblieben sei. Was wollte ich machen? angenehm war es mir freilich nicht, die große Gefahr, welche nun eintrat, ohne zu nützen, theilen zu müssen,

auch hätte ich mich wohl leicht entfernen können, doch fixirte mich zuweilen Holsche, neben welchem ich einher galoppirte, mit seinen großen schwarzen Augen, als ob er mir in der Seele lesen wolle. — Schon sind wir bis nahe an unsere Schützenlinie heran, aber Holsche fährt immer rascher vorwärts, durch unsere Linie hindurch bis mitten in die feindlichen Schützen hinein, welche ob dieser ganz ungewöhnlichen und selten erlebten Erscheinung zurückprallen. Es schien wirklich, als wolle die Batterie zum Feinde übergehen; doch Holsche läßt nun, höchstens 200 Schritt vor den jenseitigen Infanterie-Kolonnen und derer Batterien, abprotzen, und gibt mit Genauigkeit und Ruhe zwei Lagen hinter einander mit solch erstaunlichem Erfolg, daß die feindlichen Bataillone und Schwadronen eiligst Kehrt machen, und sogar einige von den schweren Geschützen hinter den äußeren Thoren von Paris gezwungen wurden, ihr Feuer einzustellen. Hierauf wendete sich H. an mich, mit der Bitte, nunmehr Sr. Königl. Hoheit zu berichten, wo der Leutnant H. mit seiner Batterie stehen geblieben sei, „vielleicht werden sich Se. Königl. Hoheit auch etwas darüber wundern und das wäre mir lieb," setzte Holsche sehr freundlich hinzu. Und wahrlich, der Prinz

und wir Alle waren erstaunt über Holsche's That; sie war vor den Augen der ganzen Armee geschehen und hatte einen herrlichen und gewünschten Erfolg herbeigeführt.

Holsche hatte schon das eiserne Kreuz zweiter Klasse; sein sehnlicher Wunsch, das erster Klasse zu erwerben, wurde jetzt erfüllt.

---

29. Was sind das für Vögel, die so pfeifen?

fragte der nachmalige General Hiller von Gärtringen, in den neunziger Jahren jüngster Offizier in einem preußischen Regiment, als seine Kompanie in Holland auf einem Damm eine von den Franzosen tapfer vertheidigte Verpallisadirung stürmte; so fragte er also seinen Unteroffizier ganz im Ernst, denn er hatte noch nie so pfeifen gehört. Herr Fähndrich! antwortete ihm der alte Soldat, wenn Sie so einen Vogel haben, sind Sie satt!

Was waren das für Vögel?

---

30. Von dem Schneidergesellen, der Feldmarschall wurde, und von seinem Ellenmeß.

Und das ist kein Scherz, das ist buchstäblich wahr.

Georg Derflinger stammte aus Oestreich, das seine armen Eltern aber ihres evangelischen Glaubens wegen hatten verlassen müssen. Der bittere Mangel und gewiß auch der innere Trieb machten, daß er auf der Wanderschaft sich zum Militär anwerben ließ. Schon im 30jährigen Krieg that er sich unter den brandenburgischen Truppen hervor. Es ist Schade, daß uns von seinen Thaten, durch welche er sich vom gemeinen Reiter zu höheren Stellen aufgeschwungen hat, nichts aufgezeichnet worden ist. Seine berühmtesten führte er aus als General des „großen Churfürsten von Brandenburg", des Stammvaters der Könige von Preußen; 1670 wurde er dessen General-Feldmarschall. Als solcher besuchte er einmal seinen alten Schlaf (=Kameraden), der Bürgermeister in einem Landstädtchen geworden war, wobei sie unter Anderem besonders über eine alte Geschichte lachten. Derflinger hatte ihn einmal gar nicht ruhig schlafen lassen, so unruhig war er. Was hast Du? fragte der Kamerad unwillig? — Es läßt

mich nicht ruhen, wie ich könne General werden. — Ja, Du wärst mir der Rechte zum Generalwerden, laß die Dummheiten, sei ruhig und laß mich schlafen. — Die Schweden, welche damals ein Stück des an der Ostsee belegenen nördlichen Deutschlands besaßen, plünderten es als Bundesgenossen der Franzosen und Türken grausam aus. Sie waren für Deutschland schier noch schlimmer als jetzt die Dänen. Mit unglaublicher Schnelligkeit war die brandenburgische Reiterei vom Rhein da, und durch einen kecken Ueberfall fädelte Derflinger die totale Niederlage der Schweden bei Fehrbellin, 18. Juni 1675, ein. Die besten schwedischen Regimenter wollten sich nicht ergeben und wurden ganz niedergehauen. In dieser Schlacht geschah es auch, daß der Stallmeister Froben bemerkte, wie die Schweden immer auf den Schimmel zielten, den sein großer Churfürst ritt. Er bat denselben, sein Pferd mit ihm zu tauschen, und ward sogleich darauf vom Schimmel heruntergeschossen.

Bei der verzweifelten Vertheidigung von Stettin hingen die Schweden oder Bürger am Marienthurm eine Fahne aus, worauf eine mächtig große Scheere abgebildet war, Derflinger zum Spott; aber die niedergeschossene Stadt mußte sich ihm ergeben. In diesem

Kriege ging es grausam her; die Deutschen gewannen bei Nacht eine Reiterschlacht, das preußische Heer ging auf Schlitten über einen großen gefrornen Meerbusen. Auf Flößen setzte Derflinger auf die Insel Rügen über und nahm sie den Schweden ab. Das war nichts Leichteres, als Alsen oder Fünen zu erobern.

Als er schon betagt war, fragte ein vornehmer Franzose an der Tafel des Churfürsten, ob es wahr sei, daß er einen Schneider mit sich speisen lasse. Da stand Derflinger auf, trat vor den Franzosen: ja, der Schneider bin ich und — indem er an seinen Säbel schlug — dieß ist das Ellenmeß, das ich Hundsföttern aufmesse. Der Franzose hat bis auf den heutigen Tag darauf nicht geantwortet.

---

31. Die badischen Dragoner.

In der Schlacht bei Aspern, 21. Mai 1809, kam auch das erste badische Dragoner-Regiment, genannt „Freystedt", scharf daran, und verlor viele Leute. Ein Offizier desselben war noch am Abend, von Husaren umringt, nahe daran, der Uebermacht zu unterliegen. Da stürzten

sich zwei Soldaten seines Regiments wie wüthend auf den Husarenhaufen, schlugen sich zu ihm durch, jagten die Husaren in die Flucht und befreiten ihn.

Nach wenigen Tagen erfuhr man beim Regiment, daß der Kommandör dem Großherzog mehrere Soldaten zur Medallie empfehle, welche sich an diesem Schlachttage ausgezeichnet hatten. Unsere beiden Dragoner waren, wie man erfuhr, nicht unter den Vorgeschlagenen, obgleich nach den Ordensgesetzen die Befreiung eines Offiziers aus der Gefangenschaft mit eigner Lebensgefahr Anspruch auf die Medaille und auf die damit verbundenen Vortheile gibt. Der Offizier hatte über seine Befreiung dem Obersten keine Meldung gemacht und auch die beiden Dragoner dachten, sie haben ja eben nur ihre Schuldigkeit gethan, und thaten daher keine Schritte. Doch ehe der Bericht fertig war, holte der Offizier das Versäumte nach und nannte den Dragoner Schnepf als seinen Befreier, und empfahl ihn zur Medallie. Schnepf wurde davon in Kenntniß gesetzt und daß der Bericht sogleich abgehen sollte.

Da trat Schnepf, gebürtig aus Sulzbach, Oberamts Gernsbach, im unteren Schwarzwald, mit dem schönen freimüthigen Anstand eines gedienten Soldaten zu seinem Obersten

und sprach: Herr Oberst, ich habe so eben erfahren, daß Sie mich wegen Befreiung des Leutnants N. zur Medallie vorgeschlagen haben. Ich danke Ihnen für die gute Absicht, glaube aber der Wahrheit gemäß Ihnen melden zu müssen, daß mein Kamerad, der Dragoner Hug, größern Antheil an dieser That, und daher nähern Anspruch auf die Medaille hat als ich. Den Hergang will ich Ihnen erzählen. Bekanntlich war am Abend jenes Tags das Regiment mit überlegener feindlicher Kavallerie im Handgemenge, als Hug mir plötzlich zurief: du! sieh! da haben sie einen von unseren Offizieren unter, komm, den müssen wir heraushauen! Und so stürzte er sich darauf los, ich ihm nach. Und da wir brav zuschlugen, so hatte der Herr Leutnant bald Luft und war wieder frei. Kann daher für diesen Vorfall nur Einer die Medallie erhalten, so bitte ich, dieselbe meinem Kameraden zuzuwenden, der sie hiebei mehr verdient hat, als ich.

Der Oberst, erfreut über diese soldatische Wahrhaftigkeit, die sich durch das Verlangen nach dem glänzenden Preis nicht bestechen ließ, berichtete den ganzen Hergang an den Großherzog, und dieser verlieh beiden Dragonern die Medallie.

So ein Same kann gewiß in einem Regiment und bei Kindskindern nicht bis auf die Wurzel absterben!

---

32. Himmelblau

ist Bairisch! Und ein kernhafteres Volk, einen biederberen Stamm, deutschere Herzen hat Deutschland nicht aufzuweisen als den Altbaiern, recht so gemacht, um das Centrum unerschütterlich fest zu behaupten, die bewegteren Franken auf seinen Flügeln. So derb der Baier auf den Feind schlägt, so ordentlich benimmt er sich — einzelne Ausnahmen beweisen nichts — im Quartier auch in Feindesland und könnte mancher Nachbar daran sich ein Beispiel nehmen. Die ganze bairische Armee hält sehr feste Kameradschaft und es wurde jedesmal als ein großes Unglück und Unrecht gefühlt, wenn z. B. unter Napoleon einzelne Theile der bairischen Armee von der bairischen Haupttruppe losgerissen und mit anderen Truppen, namentlich wenn sie mit Franzosen zusammengeworfen wurden. Man sollte meinen, die Baiern hätten sich sollen an die Verbindung mit diesen gewöhnen, denn leider ist es

durch die Selbstsucht einiger ihrer Fürsten öfters geschehen, daß die Baiern mit den Franzosen gegen die anderen deutschen Brüder ziehen mußten. Gott gebe, daß das nie mehr geschehe, und daß diese starken deutschen Fäuste nimmer ihre und unsere gemeinsame Mutter schlagen, sondern nur zu ihrem Schutz und Schirm sich erheben!

Sobald es den Baiern vergönnt war, haben sie auch in den Freiheitskriegen geholfen die Ketten der fremden Tyrannei zu zerschmettern und von 1813 an den Franzosen bei jeder Gelegenheit ihr Himmelblau auf den Rücken gemalt.

Noch ehe der sächsische Feldzug sich zu Ungunsten Napoleon's entschieden hatte, war Baiern der deutschen Sache immer näher getreten. Der bairische Obergeneral Wrede hatte schon Anfangs October 1813 nach Wien den Vorschlag gemacht, er wolle mit seinen Baiern und einem östreichischen Hülfskorps sich auf die schwachbesetzten französischen Festungen Straßburg, Landau werfen, wenigstens die Brücke bei Mainz zerstören, und so Napoleon zum Rückzug aus Sachsen nöthigen und denselben über den Rhein verhindern. Aber der Fürst Metternich genehmigte das nicht, sondern nur daß er am Main festen Fuß fasse und bei Fulda

sich aufstellend den Rückzug der Franzosen gefährde. So brach Wrede denn in Eilmärschen am 17. October von der östreichischen Gränze am Inn auf und stand nebst einer östreichischen Division am 24. October vor der von den Franzosen besetzt gehaltenen Stadt und Festung Würzburg. Und das war gut marschirt. Nach einer Beschießung derselben und als alle Anstalten zum Sturm gemacht waren, übergaben die Franzosen am 26. October die befestigte Stadt und zogen sich in die Citadelle zurück.

Während indeß die Nachricht, daß Napoleon bei Leipzig geschlagen sei und die Beitrittserklärung Württembergs zur deutschen Sache eingelaufen waren, war auch schon ein Theil der Truppen auf die Rückzugsstraße der Franzosen nach Hanau vorausgeschickt worden. Ueber Erfurt, Fulda, Hanau führt die beste Straße von Leipzig an den Rhein, wo Mainz für Napoleon's Heer einen sicheren Rheinübergang und Hafen bot. Daher suchten die Preußen, Oestreicher und ihre Verbündeten, nachdem sie Napoleon bei Leipzig besiegt hatten, ihm diesen Weg zu verlegen. Es blieb somit ungewiß, ob die französische Hauptmacht, namentlich Napoleon mit seinen noch fest zusammenhaltenden Garden und anderen Kerntruppen, diese Straße oder die mehr nördliche über Kassel einschlagen würde.

Wrede verzichtete darauf, in den engen Pässen des oberen Kinzigthals bei Gelnhausen, zwischen Fulda und Hanau, die Franzosen so lange hinzuhalten, bis die nachrückenden Preußen ihnen in den Rücken fielen und schwächte sich, indem er eine starke Division zur Besetzung Frankfurts detaschirte, wo sie aber für sich wenig ausrichten konnte. — Mit seiner Hauptmacht wollte er in der Ebene bei Hanau eine Stellung nehmen. Die Straße, auf der die Franzosen kommen mußten, lauft von Gelnhausen aus immer in geringer Entfernung von dem Kinzigbach und zwar nördlich neben demselben fort. Wrede's Plan war nun, auf den Fall, daß Napoleon mit seiner Hauptmacht auf derselben anrückte, sich südlich von der Kinzig zu halten und sich erst auf seinen Nachtrab zu werfen. Denn auch ein starker, muthiger Mann stellt sich einem scheuen Stier, der im Sprung daher kommt, nicht gerade zwischen die Hörner entgegen. Wenn aber die von Gelnhausen anrückenden Franzosen nicht stärker wären als Wrede's Truppen, so wollte er sich auf der Heerstraße selbst ihnen entgegenstellen und sie aufhalten, bis die nachrückenden Deutschen sie ereilen würden. — Seit dem 26. October waren große Züge verwundeter Franzosen und Gepäck durch Hanau geeilt. Den

28. in der Frühe waren die ersten Baiern, das brave erste Chevauxlegers- (spr. Schwolesche-) Regiment in Hanau eingerückt, und da im Verlauf des Tages von beiden Seiten neue Truppenabtheilungen anrückten, so wurde unter wiederholten scharfen Gefechten Hanau zweimal von den Franzosen und Abends das dritte Mal wieder von den Baiern besetzt, wobei etwa 100 Offiziere und 4000 meist versprengte oder verwundete Franzosen gefangen wurden. Ein altes Weib aus Hanau rettete mehrere tausend Franzosen von der Gefangenschaft, indem sie ihre Führer auf eine von ihnen unbeachtete Brücke über die Kinzig aufmerksam machte. Die widersprechendsten Nachrichten liefen Stunde für Stunde bei Wrede ein; die Zahl der heranrückenden Franzosen schwankte nach denselben zwischen 20 und 60,000 Mann. Ein ziemlicher Unterschied! Jedoch mußte Wrede glauben, die Wahrheit stehe der ersteren Zahl näher, da der Obergeneral der nachrückenden Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, ihm anzeigte, die Hauptmacht der Franzosen ziehe sich auf einer anderen, nördlicheren Straße dem Rhein zu. Auf dieses hin entschloß sich Wrede mit seinen 30,000 Mann über die Kinzig zu rücken und auf der großen Heerstraße vor Hanau in der Ebene festen

Fußes die von Gelnhausen herrückenden Franzosen zu erwarten. Er wußte, daß die Franzosen mit der Wuth der Verzweiflung ihn angreifen würden, um sich in ihr schon nahes Vaterland durchzuschlagen, aber er kannte auch die Tapferkeit seiner Soldaten.

Es war am 30. October Mittags, als nach Vortrabsgefechten die bairischen Truppen, verstärkt durch Oestreicher, besonders durch Tzekler zu Fuß und durch ihre wilden Husaren, mit dem rechten Flügel an die Lamboy- (sprich Langboa-) Brücke über die Kinzig gelehnt, mit dem Centrum und 30 Geschützen quer über die Heerstraße, auf dem linken Flügel mit sämmtlicher Reiterei, besonders den herrlichen bairischen Cheveauxlegersregimentern und östreichischen Uhlanen, in blanker Schlachtordnung den Feind erwarteten. Sechstausend Mann russische Reiter, welche die rechte Flanke der heranrückenden Franzosen umschwärmten, hatten versprochen, denselben, sobald sie die Baiern angriffen, in den Rücken zu fallen, machten aber, als es Ernst wurde, die Schlechten und wurden nicht mehr gesehen. Wehe den Deutschen, wenn sie sich auf die Russen verlassen müssen!

Zuerst suchten die Franzosen aus dem Lamboywald, dessen stolze Eichen auf dem ebenen Rasen weit aus einander stehen, den rechten

Flügel der Baiern zu brechen, besonders durch 2000 Scharfschützen. Allein sie wurden immer wieder in den Wald hineingedrängt. Dem ritterlichen Grafen Pappenheim wurde hier ein Pferd unter dem Leib erschossen, ein paar andere folgten im Verlauf des Nachmittags nach; er selbst wurde verwundet. Denn die Pappenheimer sind in Baiern nicht ausgestorben, man kennt sie an ihren Streichen. — Darüber war es drei Uhr geworden. Napoleon, welcher wohl wußte, daß er nur zwischen Sieg und Gefangenschaft zu wählen hatte, stand jetzt mit seiner ganzen Macht, mit 70,000 Mann erprobter Truppen und zahlreichem Geschütz in tiefen, dichten Schlachthaufen zum Angriff bereit. Die Erde erbebte, als 12,000 Mann schwerer Reiterei, meist Kürassiere, sich unter ihrem berühmten Führer Sebastiani auf die deutsche Reiterei des linken Flügels, welche von den Russen verlassen waren, mit wüthender Entschlossenheit warfen. Ein alter bairischer Cheveauxlegers, welcher als Wachtmeister die Schlacht bei Hanau mitmachte, sagte uns, er habe oft in München bei Hofbällen als Wache zugesehen; aber alle Grazie, Präcision, Haltung dabei sei nichts gewesen gegen die, welche diese ausgewählten französischen und polnischen Reiterregimenter bei den Bewegungen, welche diesen Angriff begleiteten, entwickel-

ten. Aber die eisernen Reiter wurden durch die Cheveauxlegers fest empfangen, zurückgeschlagen, verfolgt; da wurden diese plötzlich durch 50 Kanonen mit mörderischem Gruß in ihre erste Stellung zurückgetrieben. Zugleich trat ein großer Uebelstand ein; jene 30 Geschütze, auf welche das bairische Centrum sich stützte, hatten eben jetzt ihre Munition verschossen und mußten im entscheidenden Augenblick den Kampfplatz verlassen. Die Munitionswagen hatten auf den schlechten Straßen der Armee nicht nachkommen können. An ihrer Statt machten nun die Cheveauxlegers unermüdet einen Angriff um den andern auf die feindliche Uebermacht. Das Feuer ihrer guten Klingen blitzte statt des Kanonenfeuers!

Indeß war der rechte Flügel, beinahe nur Infanterie, durch die Uebermacht der Kaisergarde vom Waldsaum aus bis an die Lamboybrücke zurückgedrängt worden und die Franzosen setzten Alles daran, diesen Hauptrückzugspunkt der Deutschen zu nehmen; aber die Infanterie wurde hier durch die bairischen Zwölfpfünder-Batterien Dietrich und Ulmer, welche auf dem andern, linken (südlichen) Ufer der Kinzig aufgestellt waren, durch die bairische Sechspfünder-Batterie Danner, dann auch durch östreichische Zwölfpfünder so kräftig unterstützt, daß die

Franzosen sich wieder in den Wald zurückziehen mußten. So brach die Nacht ein. Besonders Leutnant Bridoul mit seinen zwei Geschützen, die Kanoniere Bitz und Görl, überhaupt die Batterie Danner, hatten sich durch Unerschrockenheit hier ausgezeichnet. Viele Hanauer hatten von einem Kirchthume dem großartigen Schauspiel und Wettkampf des Heldenmuths zugeschaut. Ihr Jubelruf bei jedem kühnen Angriff und Erfolg der deutschen Brüder verhallte im Kanonendonner. Aber ihr Tücherschwenken reizte den Zorn des Kaisers, der sie durch eine Salve von Kanonenkugeln, jedoch ohne Verlust, von ihrem Luginsland vertrieb.

Noch am Abend wäre es Zeit gewesen, wenn eine starke Abtheilung der nachrückenden Sieger von Leipzig Napoleon in den Rücken gefallen wäre; aber sie fügten an diesem Tage nur seiner Nachhut bei dem kaum ein paar Meilen entfernten Gelnhausen einen allerdings empfindlichen Verlust bei. Die Tapferkeit der Baiern konnte die Uebermacht nur aufhalten und das hatte dieß gethan. Der berühmte Taktiker Klausewitz, ein Preuße, schreibt: „Wrede wurde (von dem großen deutschen Heere und besonders von den Russen) sich selbst überlassen. Er hatte seinen Zweck mit Anstrengung verfolgt und warf sich Napoleon bei Hanau

unerschrocken entgegen. Dieser hatte durch angestrengte Märsche einen solchen Vorsprung vor seinen Verfolgern gewonnen, daß er während der Schlacht bei Hanau, für seinen Rücken nichts zu fürchten brauchte. Wrede vermochte nicht, ihn aufzuhalten. War dieß ein Fehler, so lag er mehr an der Armee, welche es aufgegeben hatte, Napoleon in Masse zu verfolgen, als an den Baiern.*) Hanau blieb von den Deutschen besetzt, bis es von den Franzosen in der Nacht in Brand geschossen wurde. Wrede wollte eine gute deutsche Stadt nicht zu Grunde richten und zog seine Truppen daraus zurück, worauf es den andern Morgen 8 Uhr von den Franzosen besetzt wurde. Er hatte seine Truppen indeß auf die andere Seite der Kinzig zurückgezogen, brachte aber mit seinem Geschütz den rasch dem Rhein zuziehenden Franzosen während des Vormittags des 31. Octobers empfindlichen Schaden bei; daher sie ihn wiederholt angriffen. Nachmittags 2 Uhr aber stürmte Wrede selbst an der Spitze östreichischer

---

*) Man hat es Wrede vorgeworfen, daß er die Franzosen nicht in dem engen Thale von Gelnhausen erwartet habe. Aber wie hätte er da die Hochebene gegen ihre doppelte Zahl behaupten können? und einmal geworfen, wohin hätte er einen sichern Rückzug gehabt?

Grenadiere ein Stadtthor von Hanau. Er sprang zuerst in den Stadtgraben; das Thor wurde trotz der hartnäckigsten Vertheidigung erstürmt, wobei zwei französische Generale und viele höhere Offiziere gefangen wurden. Was sich von den Feinden nicht gefangen gab, sprang über die Klinge. Jetzt rückte Wrede, immer selbst voraus, auf die Kinzigbrücke los. Hier wurde er, als er eben auf dieser zum Theil brennenden Brücke die Degen mehrerer hohen feindlichen Offiziere in Empfang nahm, gefährlich in den Unterleib getroffen. Dadurch steigerte sich nur die Wuth seiner Soldaten, besonders auf diesem Punkt selbst. Aber da für den Augenblick der Oberbefehl mangelte, gewannen doch viele Franzosen Zeit zur Flucht.

Der Verlust der Baiern und ihrer östreichischen Hülfstruppen betrug an diesen beiden Tagen einen General, 201 Stabs- und Oberoffiziere und sonst 8,990 Mann und 1,063 Pferde, worunter manche in der Kinzig ertranken. Der Verlust der Franzosen belief sich auf 15,000 Mann und außerdem 8,000 Gefangene, worunter 5 Generale.

Die Tapferkeit der braven Baiern dabei nicht rühmend anzuerkennen, wäre schimpflicher Undank. Ueber 50,000 Franzosen erreichten an den folgenden Tagen das starke Mainz, aber

wie ermattet! Ein Franzose, welcher als junger Mann diesen Rückzug mitmachte, erzählte uns, er habe sich sogleich in einer Kaserne auf's Stroh geworfen; er erwachte Vormittags, aber erst zufällig erfuhr er, daß er nicht vom vorigen, sondern vom vorletzten Abend an, also 36 Stunden in Einem fort fest geschlafen hatte.

Ein anderes Mal, und zwar bald, mehr von unseren Baiern, auch von den Thaten einzelner Männer. — Warum aber nicht sogleich jetzt? — Es ist die Art der Baiern, daß sie lieber ruhmwürdige Thaten ausführen, als selbst dieselben beschreiben. Eher noch stellen sie die Schlachten, welche ihre Krieger geschlagen und gewonnen haben, in Gemälden dar.

Merkwürdig und erfreulich ist es auch, zu sehen, wie in dieser Schlacht die Baiern und Oestreicher so brüderlich sich unterstützten, als wollten sie es vergessen und wieder gut machen, daß sie einander, besonders im Feldzug 1809, so viel Schaden gethan hatten. So wollen und dürfen wir denn hoffen, daß die deutschen Oestreicher, besonders die Soldaten, ihr Herz auch bald wieder zu uns anderen Deutschen ziehen und daß sie fortan unter Einer Fahne für Deutschland mit uns kämpfen werden.

33. Seltsames militärisches Ehrgefühl.

Ein namhafter öſtreichiſcher General war in den neunziger Jahren mit großem Verluſt, namentlich an Geſchütz, aus ſeiner Stellung herausgeſchlagen worden. Es wurde ihm ſogleich von preußiſcher Seite namhafte Unterſtützung, beſonders an Geſchütz, angeboten, um das ſeinige wieder zu erobern. Er erwiederte, er habe heute ſchon genug Geſchütz verloren, er wolle das angebotene nicht auch noch dazu verlieren! — Dieſer General hat wohl auch von ſeinen Feldzügen ſagen können, was der große Fritz über den in ſeinem Greiſenalter unternommenen, zum Glück unblutigen Feldzug (worin er Baiern gegen die Pläne Oeſtreichs, daſſelbe mit ſeinen Landen zu verſchmelzen, unterſtützte), ſcherzend ſagte.

Ich habe, ſprach er, in dieſem Feldzug mehr Heu, als Lorbeeren eingeerntet! Denn außer Furaſchirung war beinahe Nichts geſchehen. Daher nannte man dieſen Feldzug von 1778 auch nur den Kartoffelkrieg. Möchte es zwiſchen Deutſchen und Deutſchen, zwiſchen Deutſchland und Oeſtreich nie zu etwas mehr, als zu Kartoffelkriegen, ja nicht einmal dazu kommen! —

34. Beleidigte Offiziersehre zu rächen ist nicht überall am Platz.

In der traurigsten und schändlichsten Lage war Deutschland vor 160 Jahren, als viele seiner Fürsten, durch französische Liederlichkeit, ihre Minister, ja auch Generäle durch französisches Geld bestochen und gebannt, die Rheingegenden der Mordbrennerei und Menschenschänderei der Franzosen preisgaben, und das Bollwerk Süddeutschlands, die deutsche Reichsstadt Straßburg, 1680 für lange an Frankreich verloren ging. Da waren unter den vornehmen Deutschen nur Wenige zu finden wie der tapfere einäugige General von Thüngen, der in der Taufe seine Kinder nicht nur dem Teufel, sondern auch dem Franzosen absagen und den ersten französischen Mordbrenner, den er gefangen nahm, zur Warnung lebendig verbrennen ließ. Als derselbe den Franzosen 1704 im Elsaß den Besuch heim gab, hätte er gar gerne die von den Franzosen besetzte Festung Breisach am Rhein in seine Gewalt gebracht. Dreißig deutsche Offiziere verkleideten sich als Fuhrleute, steckten so viele Soldaten als möglich in ihre Heuwägen und fuhren so nach Breisach. Schon waren sie am Thor; der französische Kommissär hielt sie wirklich für

Bauern; über dem Handeln schlug er den auch verkleideten Obersten des osnabrückischen Regiments, Brille, mit dem Stock. Da übermannt diesen das beleidigte Offiziersehrgefühl, er vergißt, daß er eine Kriegslist ausführen will, greift nach einer Pistole, und so wird die Sache entdeckt, vereitelt, er selbst schwer verwundet.

---

35. Deutsche List und deutsche Ehrlichkeit.

Es ist für Deutschland und für einzelne Länder desselben immer ein Unglück gewesen und ist noch eines, wenn ein deutsches Land mit außerdeutschen Ländern unter Einem Fürsten vereinigt oder eigentlich zusammengekettet wurde. So hatte auch Hannover über ein Jahrhundert lang das bedenkliche Glück, daß sein Fürst zugleich auf dem englischen Throne saß, daher immer außer Lands war. Im Frieden war da keine oberste Aufsicht über die Gewaltigen und Gewaltthätigen im Lande, und Hannover wurde in alle Kriege verwickelt, die England in seinem Interesse anfing.

Unter diesem Vorwand drang Napoleon im Jahr 1803 im Churfürstenthum Hannover

ein. Allein dießmal hatte die Verbindung mit England auch wieder das Gute, daß die Deutschen, besonders die Hannoveraner, welche durchaus nicht den Fahnen des Unterdrückers ihres Vaterlandes folgen wollten, an England, und noch vielmehr England an ihnen eine Stütze fand. Sie bildeten die deutsche Legion, welche alle Waffengattungen enthielt und sich auf mehr als 10,000 Mann belief. Ihre erste Waffenthat legte sie 1807 gegen die Dänen ab, und zwar gegen die Dänen auf der Insel Seeland, worauf Kopenhagen liegt, das die Engländer belagerten. Friedrichswerk, am nördlichen Ende der Insel, ist ein zum Schutz der dortigen Arsenale und Pulvermühlen stark befestigter Platz. Es waren allerdings nur wenige Soldaten, aber über 800 Mann eines Freiwilligen-Korps darin. Da Rittmeister Krauchenberg vom ersten Husaren-Regiment zu spät kam, einen Transport von 180 Munitionswagen zu überfallen, welche dahin bestimmt waren, so verfiel er auf den Gedanken, sie mit sammt der Festung zu nehmen. Es war Abend, die Pferde müde, die Festung 7 Stunden weit im feindlichen Land, welches von dem Landsturm erfüllt war. Der Rittmeister erhielt jedoch von dem General von der Decken Erlaubniß, das Wagniß zu

versuchen; der General begleitete selbst die Schwadron. Gegen 1 Uhr in der Nacht langten sie hart vor dem Platze an; der Rittmeister ließ die Mannschaft Halt machen und überrumpelte mit einigen Reitern das äußerste feindliche Piket. Den Offizier desselben schickte er an den Kommandanten, mit der Ankündigung, der General von der Decken sei an der Spitze von 10,000 Mann in vollem Anmarsch auf Friedrichswerk, um es mit Sturm zu nehmen, wenn es nicht augenblicklich übergeben würde; er sei nur mit dem Vortrab als Parlamentär vorausgeschickt. Der kommandirende Major ermächtigte hierauf den Rittmeister Krauchenberg als Mittelsperson, dem General seine Bereitwilligkeit, augenblicklich wegen der Uebergabe des Platzes zu unterhandeln, anzuzeigen, in der Ueberzeugung, daß ihm eine ehrenvolle Kapitulation werde zugestanden werden. Nachdem dieses dem General von der Decken berichtet war, verzog derselbe mit der Schwadron ungefähr so lange, wie die Annäherung der eingebildeten Armee Zeit erfordert haben würde; dann sprengte er mit all dem Getöse und der Parade, welche die Husaren nur machen konnten, gegen den Platz an und erschien vor dem arglosen Kommandanten, welcher sich nicht lange bedachte, die

ihm vom General gemachten Bedingungen anzunehmen. Sämmtliche Mannschaft ergab sich unter der Bedingung, während des Kriegs oder bis zu ihrer Auswechslung nicht wieder zu dienen, und eine Menge Kanonen und Waffen, nebst einer bedeutenden Quantität Pulver wurden zur Verfügung der Sieger gestellt.

Da der General aber nicht die Mittel hatte, das Alles mitten durch feindliches Land zu transportiren, so sah er sich genöthigt, dem Guwernör und seinen Offizieren das Versprechen abzunehmen, weder das Pulver, noch die übrigen Kriegsvorräthe den Dänen auszuliefern, und mußte sich für den Augenblick begnügen, vier Kanonen und die Hälfte der Waffen der Garnison mit wegzunehmen. So verließ er Friedrichswerk wieder. Er mußte unterwegs auf Bauernlandsturm, der ihm den Heimweg verlegen wollte, einen Angriff ausführen und kam, wiewohl auf Umwegen, wieder zum Hauptkorps zurück. Wir bitten unsere tapferen Brüder in Schleswig-Jütland um einen ähnlichen Spaß, wenn es ihnen der Herr Obergeneral erlaubt!

Daß die Deutschen trotz dieser Kriegslist ehrliche Schelme sind, erwies sich wenige Tage darauf. Der nachmalige Major Heise, der sich durch seine Geistesgegenwart und Tapferkeit in

Spanien wiederholt sehr hervorthat, damals noch Leutnant bei dem dritten Husarenregiment der deutschen Legion, erzählt, er sei bei einem Angriff auf eine Vorstadt von Kopenhagen mit 22 seiner Leute einer Apotheke gegenüber aufgestellt gewesen, in welcher auch Branntwein verkauft wurde. Der Apotheker fand für diesen Artikel mehrere Kunden unter den deutschen Husaren; allein das ununterbrochene Kartätschenfeuer wirkte sehr störend auf das Kreisen des Glases. Nichts desto weniger zogen die braven Bursche bei jedem neuen Glas ihren Geldbeutel und dem lateinischen Wirth wurde von der mitten im Kartätschenfeuer stehenden Mannschaft die Schuldigkeit auf's Gewissenhafteste eingehändigt, ob er gleich Feind war, und ihm nichts schuldig geblieben. Damals erstürmten auch die Hannoveraner ein mit Kanonen besetztes Vorwerk der Festung Friedrichsberg. Dem englischen General kam es aber zu gefährlich gelegen vor und er befahl es zu räumen, worauf es die Dänen wieder besetzten. Als er aber sich von seiner Wichtigkeit überzeugt hatte, nahmen die Deutschen es sogleich nochmals im Sturm.

---

36. Die deutsche Legion in Spanien.

Dieses brave kleine deutsche Heer, also meist aus Hannoveranern bestehend, war überall dabei, wo England auf dem Festland dem Napoleon auf den Leib gehen wollte. So bei der durch Langsamkeit der englischen Generale freilich endlich verunglückten Unternehmung auf die Niederlande um den tapfern Versuch Oestreichs, Napoleon aus Deutschland hinauszuwerfen, im Jahr 1809 zu unterstützen. Ein Engländer, welcher diesen Zug mitmachte, schrieb bei dieser Gelegenheit: „Ich muß noch von der außerordentlichen Bravheit der deutschen Legion Erwähnung thun. Gewiß gibt es kein Regiment in unserer Armee, das diese Ausländer überträfe. Bei jedem gefahrvollen Unternehmen haben sie sich freiwillig vorangestellt und die Gerechtigkeit erheischt es nicht minder, hinzuzufügen, daß sie sich in den gefahrvollsten Unternehmungen jederzeit mit der glänzendsten Tapferkeit benommen haben. Ich hoffe, daß diese wiederholten Beweise einer heldenmüthigen Brawur endlich dahin wirken werden, den Ueberrest jener Vorurtheile zu vernichten, welche der gemeine Mann in England nur zu sehr geneigt ist gegen Ausländer (besonders Deutsche) zu nähren.“ — Der Engländer hat Recht, die Tapferkeit der deutschen

Soldaten muß den Ausländern, seien sie Freunde oder Feinde, noch Respekt einflößen! Zu gleicher Zeit, 1809, erschienen Abtheilungen der deutschen Legion von Sicilien, dem Lande der Palmen, aus, welches sie gegen die Franzosen vertheidigen halfen, in dem herrlichen Meerbusen von Neapel. Es wurde damit eine Unterstützung des nachmaligen Reichsverwesers Johann bezweckt, welcher in Oberitalien siegreich gegen die Franzosen vordrang, bis die Niederlagen Oestreichs an der Donau ihn zum Rückzug nöthigten. Sie erstürmten die prächtige, mit Batterieen bedeckte Felseninsel Ischia (spr. Iskia) und das Vorgebirg Misene und eroberten in diesem alten Römerhafen eine Flotte von Kanonenbooten. Ach wenn doch Deutschland auch seinen Part davon bekommen hätte! Aber den guten Deutschen und Deutschland selbst ging es bei dieser und bei vielen Gelegenheiten wie dem Legionshusaren Bergmann bei Benavente in Spanien, der an Einem Tag einen französischen Offizier zusammenhieb und den General Lefevre gefangen nahm. Er war diesem so hart auf den Leib gekommen, daß der General, nachdem er vergeblich den Bergmann herunterzustechen versucht hatte, diesen um Pardon bat. Bergmann ließ es aber geschehen, daß ein Engländer des Generals

Pferd am Zügel faßte, ihn zurückbrachte, den schönen Lohn dafür bekam, während der deutsche Husar dem Feind weiter nachjagte.

Ueberhaupt hat die Legion vom Jahr 1807 bis 1813 in Spanien am meisten geleistet, viele Treffen und Strapazen durchgemacht und reiche Ehre geerntet. Sogleich in jener ersten Schlacht in Spanien, bei Benavente, ließen die braven Hannoveraner ihrem lang aufgesparten Zorn auf die Franzosen den Lauf. Einer ihrer Offiziere zeichnete es sich in seinem Tagebuch auf, daß sie einigen Feinden mit Einem Hieb den ganzen Arm wegputzten; mehreren französischen Reitern spalteten sie den Kopf bis tief in den Nacken hinein und einem französischen Kavalleristen soll das Gesicht gerade von einem Ohr zum andern durch den Mund tief durchgehauen worden sein. Das waren, nein das sind hannöverische Schwabenstreiche!

Die französische Reiterei wurde bald ganz eifersüchtig auf den Ruhm der Deutschen. Ihre Wachsamkeit auf den Vorposten war namentlich von großer Wichtigkeit und ein französischer General soll einmal einen Preis von hundert Dublonen *) für diejenigen ausgesetzt haben,

*) Spanische Goldmünze, 4 bis 6 preuß. Thaler werth.

welche eines von diesen, gewöhnlich fünf Mann starken, Piketen aufheben würde. Daher wollten drei französische Kavallerieregimenter drei Schwadronen Engländer und Deutsche Nachts 1 Uhr am 31. Juli 1811 überfallen; die deutsche Schwadron warf aber zweimal die ihm zunächst entgegenstehenden dreimal stärkeren Feinde und vereitelte so das Unternehmen. Dieß geschah unter der Anführung unseres alten Bekannten, des eben so tapfern, als listigen Rittmeisters Krauchenberg. Ihm und dem Kornet Cordemann und der ganzen Schwadron bezeugte darüber der Lord Wellington seine „außerordentliche Zufriedenheit" und der englisch Brigadegeneral seine „Bewunderung für dieses ausgezeichnete Benehmen."

Es war natürlich schwer sich unter solchen Truppen hervorzuthun. Jedoch gelang dieß dem Husaren Schröder, und keinem mehr als ihm. Er hat urkundlich von 1810 bis 1812 persönlich zwölf Feinde niedergehauen, viele verwundet und 27 Gefangene gemacht. Er war eben so kühn, als ein vortrefflicher Reiter und vollendeter Meister in der Handhabung des Säbels, gewöhnlich der Erste beim Angriff, der Letzte beim Rückzuge. Er zeichnete sich so oft aus, daß er der Person und dem Namen nach selbst beim Feinde berühmt wurde,

ob er gleich gemeiner Husar war. Oefters, wenn sie ihn den Andern voran zum Angriff ansprengen sahen, erscholl es aus den französischen Reihen: ah! vous voilà (seht da) Monsieur Schroedère! Ein französischer Offizier, welcher einmal bei den deutschen Vorposten als Parlamentär erschien, bat, man möchte ihm doch den berühmten Mosjö Schrödär vorvorstellen und sagte ihm dann viel Schmeichelhaftes und Ehrenvolles.

Ein ganz böser Stern waltete über diesen braven Truppen beinahe jedesmal, da sie auf englischen Schiffen über das Meer zu setzen hatten. Es war als ob die Stürme und Wellen ihnen zeigen wollten, daß sie stärker seien und ihnen mehr anhaben können, als alle Feinde. Bei dem Zug gegen die Dänen verlor die Legion 1,175 Mann, worunter allein 460 Ertrunkene, ohne Weiber und Kinder. Im Januar scheiterte durch die Unwissenheit und Feigheit des englischen Schiffkapitäns eines ihrer Transportschiffe und von 5 Offizieren, 225 Unteroffizieren und Soldaten, 7 Weibern und 9 Kindern der Legion retteten nur 16 Mann das Leben.

Aber es ist auch noch viel Schönes und Freudiges von den Thaten dieser braven Männer zu erzählen: Davon ein anderes Mal weiter.

Es ist freilich leichter, von ihnen Rühmliches fort und fort zu erzählen, als aufzuhören.

---

37. Der zerbrochene Kommißhafen.

Im mittelländischen Meere liegen Inseln südlich von Frankreich, die zu Spanien gehören — da möchte ich hin! Warte ein wenig. — Auf einer derselben, Cabrera genannt, einem dürren, schattenlosen Felsen, sonst nur von Gaisen bewohnt, wurden von den Engländern von 1809 an gefangene Franzosen und deren Bundesgenossen aufbewahrt. Sie mußten hier beinahe verhungern, wurden dafür ihrerseits von Ungeziefer halb aufgefressen, und derweil sie selbst nichts zu sieden und zu braten hatten, von der Sonne schier gebraten. Darunter waren auch gefangene Deutsche, besonders Anhalter. Die Engländer suchten dieselben durch Offiziere von der deutschen Legion zu bewegen, in diese einzutreten. Aber theils eine Art von Treue und Dressur, theils Verbitterung, Eigensinn und durch viele Leiden erzeugter Stumpfsinn hielten sie davon ab. So hatte eben ein Trupp Anhalter dem Zuspruch deutscher Legionäre abermals widerstanden, und kehrte in seine

Hütte zurück, wo Kameraden in einem von vielen Gefangenen angeschafften, großen geflickten Hafen, ein für sie köstliches Mahl von dürren Bohnen bereiteten. Der Topf ist mit einem schweren Ziegel bedeckt. Eben als unsere Anhalter eintraten, zersprengte der Wasserdampf den Topf, die ganze Pastete fällt in's Feuer. Auf dieses hin gehen die Anhalter und ihre Kameradschaft sogleich an's Ufer zurück und lassen sich anwerben!

Hatte der Anblick des zerbrochenen Topfs und des verdorbenen Festmahls die Halbstumpfsinnigen heilsam erschüttert? War ihnen das ganze Unglück ihrer Lage damit erst recht fühlbar geworden?

38. Französische Drohungen und hessische Kaltblütigkeit.

Die Festung Nieuport in den östreichischen Niederlanden, dem jetzigen Belgien, war ein rechtes Bild von der alten, aber noch nicht ausgestorbenen östreichischen Kanzleiweisheit und Kanzleiwachsamkeit. Ein einsichtsvoller Genieoffizier sagt davon: „sie glich einem Musterbild von Unhaltbarkeit und bodenloser Versäumniß der allergewöhnlichsten Vertheidigungs-

anstalten." Und doch war sie durch ihre Lage eine der wichtigsten Grenzfestungen gegen Frankreich. Als im Herbst 1793 eine starke französische Heeresabtheilung mit schwerem Geschütz sie belagerte und beschoß, bestand alles Geschütz der Festung in 13 Stücken, Ein= bis Sechspfünder, die Besatzung aus 900 Hessen und 400 Engländern; sie verstärkte sich jedoch nach und nach auf 3,000 Mann, wovon zwei Drittheile Hessen. Anfangs war nur, und das nur zufällig und krank, Ein Artillerieoffizier in der Festung. Die Munition schickte ihnen der Kommandant des benachbarten Ostende jedesmal nur für einen Tag, damit nicht ein gelieferter Vorrath in dem unhaltbaren Platz den Feinden in die Hand falle. Die Franzosen sagten auch damals, daß sie im Namen der Menschlichkeit, nur als Feinde der Fürsten, als Freunde der Bürger kommen, um ihnen Frieden, Wohlstand, alles Glück zu bringen. Wahrscheinlich deßhalb schrieb der Oberkommandant der Franzosen, General Hosch, am 23. October an die Bürgerschaft: „wenn ihr euch nicht sogleich ergebt, wird eure Stadt zerstört werden, ich werde über die rauchenden Trümmer eurer Häuser und über die zuckenden Fetzen eurer Glieder eindringen. Eure angeblichen Vertheidiger verläumden uns nur darum bei euch, weil wir sie überall schlagen."

— Die Bürger unterstützten aber die Besatzung getreulich. Nachdem nun besonders an den Häusern der Stadt das schwere französische Geschütz großen Schaden angerichtet hatte, ließ der General Vandamme dem Kommandanten von Nieuport, dem hessischen Oberst v. Wurmb, am 28. October Mittags die Erklärung überbringen: „Bisher habe ich nur geringe Mittel angewendet, jetzt kommen die gewaltsamen. Ich kann mich nicht länger vor einem so schwachen Fort aufhalten. Uebergeben Sie die Stadt, widrigenfalls erkläre ich, daß, wenn dieß nicht binnen einer Stunde geschehen ist, ich werde Bresche schießen und stürmen lassen. Dann ist es nicht mehr Zeit zum Kapituliren! Ich schwöre, daß ich alle Bewaffnete über die Klinge werde springen lassen. Ich bin fest dazu entschlossen! Herr Kommandant! Sie sind mir mit Ihrem Kopf verantwortlich für den nutzlosen Widerstand." — Der Kommandant antwortete darauf nur: „Auf die erlassene Aufforderung zur Uebergabe der Stadt gebe ich zur Antwort, daß ich sie bis auf's Aeußerste vertheidigen werde." — Vandamme wiederholte die Aufforderung noch einmal, gab aber nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Umsonst! Jetzt griffen die Franzosen ein Vorwerk mit Sturm an, wurden aber wieder hinausgeschlagen; die Stadt

wurde mit einem Kugelregen überschüttet. Um Mitternacht vom 29. auf den 30. verstummte plötzlich das Feuer der feindlichen Batterieen. Die Besatzung machte sich fertig, den Sturm abzuschlagen. Umsonst! Den andern Morgen fand man das feindliche Lager leer, 6 Stücke vom schwersten Kaliber darin zurückgelassen! Angst machen gilt nicht, besonders schlägt es bei den braven Hessen nicht an. Diese Vertheidigung eines so zerfallenen Platzes wurde in England sprüchwörtlich, obgleich zwei Drittheile der Vertheidiger Deutsche waren.

---

39. Ein Deutscher hilft dem andern hinaus.

In dem Treffen bei Hondschotten in den Niederlanden am 8. September 1793 zeigte sich die deutsche Tapferkeit von einer ihrer schönsten Seiten, indem ein deutscher Bruderstamm dem andern auf's Getreueste Beistand leistete. Der ungünstige Erfolg des Tages begann freilich durch einen Uebelstand, der bei den Deutschen wegen ihrer verschiedenen Uniformen auch sonst schon sich empfindlich fühlbar gemacht hat. Die französischen Reiter ahmten das aus dieser Ursache verabredete Erkennungszeichen der Deutschen und

ihrer Bundesgenossen, weiße Bänder am Arm, nach und es gelang ihnen so, als angebliche Freunde von den Oestreichern ganz nahe herangelassen zu werden, einen Obersten und viele seiner Leute gefangen zu nehmen und die Uebrigen zu zersprengen. Während hier das erste Bataillon des hessischen Regiments Erbprinz nur mit äußerster Anstrengung, angefeuert besonders durch den Heldenmuth und Heldentod des Hauptmanns v. Marschalk, die Stellung wieder eroberte, hatte im Centrum das zweite Bataillon des Regiments wo möglich einen noch härteren Stand gegen den überlegenen Feind. Hier, wo eine gerade, breite Straße auf einem Damm die heckenreiche Gegend durchschnitt, rückte der Feind mit aller Macht vor, um durchzubrechen. Vier Stunden standen hannöverische Bataillone im mörderischen Feuer, so daß einige die Hälfte ihrer Mannschaft verloren; sie hatten auch ihrerseits 2 bis 3mal frische Munition erhalten müssen. Das hessische Bataillon schaffte ihnen Luft, indem es zuerst mit dem Bajonett die Franzosen zurückwarf und eine schon ganz umzingelte hannöverische Abtheilung befreite. Als um Mittag der Rückzug angeordnet wurde, um nicht durch die Uebermacht des Feindes umgangen zu werden, hatte unser hessisches Bataillon denselben

zu decken. Dieses geschah trotz des Kartätschenhagels mit solch fester Fassung gegen den nachdrängenden Feind, daß beinahe nur die Schwerverwundeten in die Hände des Feindes fielen und die Armee einen ganz sicheren Abmarsch hatte. Auch von den 15 Offizieren des ersten Bataillons waren nur vier unverletzt geblieben und auch die Kleider dieser waren von Kugeln durchlöchert. Unter den Gemeinen waren wenige, die nicht wenigstens Streifschüsse erhalten hatten. Jedes hessische Bataillon führte einige leichte Geschütze; dem Bombardier Trumbach riß ein Streifschuß einen großen Theil der Kopfhaut ab, sobald er aber von der ersten Betäubung zu sich kam, trat er sogleich wieder zu seinem Geschütz und feuerte es ab.

So viel auch die Tapferkeit des Einzelnen bei Gelegenheit leisten kann, so ist sie doch in Schlachten nur dann entscheidend, wenn feste Disciplin mit ihr gleichen, festen Schritt geht.

---

40. Die Hessen

heißen die blinden, weil sie blind und gleichgültig dafür sind, wie viele Feinde ihnen entgegenstehen. Ein besseres Material oder Stoff

zum guten Soldaten bietet kein anderes Volk, als der rechte hessische Schlag. Die Grenadiere besonders und die Jäger, im amerikanischen Krieg praktisch ausgebildet, waren die Bewunderung nicht nur Europa's gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. So schändlich auch der Menschenhandel einiger hessischen Landgrafen mit Regimentern, besonders an die Engländer, war, so war doch etwas daran, nach dem Geschmack des Volks, und der steife Zopf- und Kamaschendienst hätte sonst auch den guten kriegerischen Zeug verdorben. Freilich mußten die durch Conscription Eingereihten auch 12 Jahre Soldaten bleiben. Ein Genieoffizier im Gefolge Napoleon's, der selbst gegen sie im Feld gestanden hatte, schreibt über diese Hessen: „Man glaubte in ihnen die Veteranen Friedrich's des Großen zu sehen, gut disciplinirt, gut angeführt, tapfer, mäßig und ausdauernd, bedeckten sie sich überall mit Ruhm, wo sie die Gelegenheit trafen unter gleichen Verhältnissen sich zu schlagen, — ja meist auch, wenn Zahl und Verhältnisse zu ihren Ungunsten waren." — Kurz, nachdem die Hessen am 2. December 1792 Frankfurt a. M. unter Rüchel (Rüschel) den Franzosen im Sturm wieder abgenommen und der in Deutschland eingerissenen Kopf- und Herzlosigkeit ein Muster gegeben hatten,

redete ein östreichischer Offizier einen hessischen Grenadier daselbst auf der Straße mit den Worten an: „Laß Dich umarmen, Kamerad, Du bist der erste von den braven Hessen, den ich zu Gesicht bekomme!"

Obgleich der Preuße sich — und mit Recht — für einen der ersten Soldaten in der Welt hält, so schreibt doch einer der gefeiertsten alten preußischen Generale: „Von allen Völkern, die gegen Frankreich zu Feld zogen, hatten die Hessen-Kasseler den meisten Soldatensinn. Zwar mangelten den Preußen auch nicht die Tugenden, welche brave Soldaten ausmachen, den Muth der fröhlichen Ausdauer aber, die Gabe, zu entbehren, und eine wahre Lust am Kriege scheinen die Hessen besonders voraus zu haben." Ueberhaupt war der Hesse in Uniform ein Soldat von Handwerk. So waren die Hessen ein mitten im Verfall der deutschen Truppen (gegen Ende des vorigen Jahrhunderts) stehen gebliebenes Musterbild. Obgleich ein vaterlandsliebender hessischer Offizier selbst sagt: „es will uns bedünken, daß wir oft allzu geringschätzend auf die Vergangenheit zurückblicken, während wir doch in manchen Dingen unseren bezopften Großvätern nicht immer dreist in's Angesicht schauen können," so wollen wir andern Deutschen doch der festen Hoffnung leben, daß

die Hessen sich als die alten ausweisen, wann und wo es gilt das deutsche Vaterland zu schirmen. Einer meiner Freunde, welcher selbst mehrere Jahre in einem französischen Regiment auch im Feld gedient hat, versichert mich, daß die Hessen jetzt noch die Franzosen an Manövrirfähigkeit und Präcision übertreffen.

Beinahe zuletzt kommen jetzt

41. die Württemberger.

Das muß wohl Jeden verwundern, welcher sie kennt; denn wo sind sie im Feld unter den Letzten gewesen? in den deutschen, im russischen Feldzug, oder im französischen 1814, als sie, mit der Säbelspitze stets gegen Paris zielend, unter ihrem tapfern Kronprinzen schier den kürzesten Fußweg vom Rhein nach der Hauptstadt von Frankreich einschlugen; wo waren sie bei all diesen Gelegenheiten unter den Letzten? — beim Rückzug, z. B. als sie die Berezinabrücke durch einen Angriff deckten. Dann könnten wir vielleicht auch sagen: die Besten kommen immer zuletzt. Es hat auch nicht den Anschein, als ob sie am deutschen Vaterland weniger fest hingen, als Andere. Und so soll

denn auch dafür das nächste Bändchen mit den Württembergern anfangen.

---

42. Ein Soldat deckt seinen Offizier und die Ehre seines Korps.

Am Abend des 31. Mai 1849 war in dem am Fuße der Wilhelmsburg in Ulm liegenden Biergarten eine Versammlung, in der viele Mitglieder durch Rohheit und Wüstthun sich auszeichneten. Eben wurde eine Rede gehalten, die end- und maßloser Beschimpfungen des Adels, der Beamten und der Offiziere voll war, als zwei Offiziere vorübergingen, und außerhalb des Gartens einige Augenblicke stille standen, um zuzuhören. Bei dem Anhören der gemeinsten Schimpfworte äußerte Einer gegen den Andern sein Mißfallen halblaut, doch so, daß es von einem Nahestehenden gehört wurde. Da brach plötzlich ein ungeheurer Sturm mit Wuthgeschrei, Steinwürfen und Waffen über die Beiden los. Eben als Oberleutnant v. Baldinger, der sogar mit Stoßdegen lebensgefährlich angefallen worden war, sich in großem Gedränge befand, stürzte ein wackerer Soldat herbei, umfaßte ihn und rief, er werde nie

zugeben, daß seinem Offizier was Leides geschehe. Er hielt sein Wort, bis eine Patrullie unter der Führung des tüchtigen Obermann Spahr ihn aus den Händen seiner Bedränger befreite. Der brave Soldat, der seinen Offizier mit seinem Leibe deckte und schützte, ist Soldat Weil im 2. württembergischen Infanterieregiment, und ist seine Aufopferung um so mehr anzuschlagen in einer Zeit, wo man Kopf und Herz des Soldaten nicht nur durch Bestechung in Gestalt von unentgeltlichem Saufen und Fressen, sondern auch durch lügenhaftes Vorhalten der edelsten Triebfedern der deutschen Ehre und Freiheit zu vergiften dichtet und trachtet. Hätte nun gleich jeder ehrenhafte Soldat so gethan, so werden sich über unsern braven Soldaten nicht nur bei Weitem seine meisten Kameraden, sondern besonders auch die Veteranen herzlich freuen, welchen es so weh thut, durch Leute, deren Ehre, Gewissen und Eid um's Trinken und um Lügen feil ist, den guten Namen der württembergischen Truppen beschmutzt zu sehen, den sie mit ihrem Blut erkauft und gegen Russen und Franzosen herrlich behauptet haben.

Diese Geschichte erinnert uns an eine ähnliche aus dem Feldzug von 1807 in Schlesien. Die Württemberger nahmen das verschanzte,

preußische Lager vor der Festung Glatz in der Nacht vom 23. auf den 24. Juni mit stürmender Hand. Unter den zahlreichen Gefangenen war ein schwer verwundeter preußischer Major. Der württembergische Major v. Brüssele befahl einem Unteroffizier mit zwei Soldaten, denselben aus dem Schlachtgetümmel weg in Sicherheit zu bringen. Sie geriethen dabei in der Finsterniß unter französische Reiterei, deren Bundesgenossen damals die Württemberger waren, hinein; als diese erfuhr, wen sie mit sich führten, drangen sie auf den Preußen ein, um ihm den Rest zu geben. Der Unteroffizier und der eine Soldat wurden von ihm weggedrängt, der Major sank zu Boden und schien unrettbar verloren, als der eine Württemberger, sein Name ist Anton Gröner, sich über ihn warf und den Franzosen bedeutete, daß sie ihn zuerst umbringen müßten, ehe sie an seinen Gefangenen könnten. Seine Entschlossenheit flößte ihnen Respekt ein und der Preuße war gerettet.

---

43. Napoleon's Kaisergarde und der deutsche Soldat.

Ein sehr ausgezeichneter deutscher Offizier, welcher sich's zur Aufgabe gemacht hat, die

Ursachen des Unglücks, welches die Deutschen so oft in den neunziger Jahren und zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Kriegen gegen die Franzosen hatten, zu ergründen und aufzudecken, damit sie geheilt und abgestellt würden, schreibt ungefähr Folgendes:

Man führt immer Napoleon's Kaisergarde als das Vorbild vollendeter Kriegertugenden an und behauptet, daß dieselbe von keiner andern Schaar weder übertroffen, noch auch je erreicht worden sei. Daß sie nicht übertroffen wurde, geben wir gerne zu, auch wir können dieser Garde nur mit Ehrfurcht und Bewunderung gedenken, doch sind wir auch ebenso fest überzeugt, daß bei gleicher Führung und Einrichtung viele deutsche Kriegerschaaren ihr ganz und völlig ebenbürtig geworden wären, ja sie oftmals auch so schon völlig erreicht haben. Viele östreichische Bataillone beurkundeten bei Aspern und an vielen andern Orten wahrlich keinen geringeren Muth und Standhaftigkeit. Die Kaisergarde war ein Reservekorps; ein solches soll entweder durch seinen aufgesparten Angriff, dem nichts widerstehen darf, den Sieg im kritischen Augenblicke entscheiden oder durch seine ausdauernde Vertheidigung die völlige Niederlage des Heeres abwenden. Zuverlässigkeit, unerschütterliche Zuverlässigkeit ist dabei

die Hauptsache und diese findet sich am sicher-
sten durch die dem Deutschen vorzüglich in-
wohnende Eigenschaft der Hingebung und
zähen Ausdauer verbürgt. Napoleon hat dieses
mehr als einmal anerkannt, indem er die
deutschen Truppenkontingente mit seinen Garden
zu Einem Operationskorps verband, z. B. die
Baiern bei Wagram, die Badener, Württem-
berger und Hessen = Darmstädter in Rußland,
die Westphalen in Sachsen. Im russischen
Feldzug hatte sich die französische Linieninfan-
terie längst schon aufgelöst, als die Kaisergarde
und die deutschen Kontingente noch Haltung
und Zusammenhang bewahrten. Man bedenke
hiebei wohl, daß die Kaisergarde bis auf den
letzten Mann herab die ausgesuchteste Elite
aus den versuchtesten Regimentern war, wäh-
rend unter den damaligen deutschen Kontin-
genten ein Drittheil, ja die Hälfte, aus Re-
kruten bestand und — daß sie es der Kaiser-
garde doch gleich thaten. — Dahin gehört
auch, daß die preußische Infanterie, welche am
16. Juni 1815 durch die Uebermacht der Fran-
zosen bei Ligny endlich so geschlagen worden
war, daß Napoleon dem Grouchy auftrug, sie
in den 30 Stunden dahinter liegenden Rhein
zu sprengen, trotz erbärmlicher Wege am 18.
bei Waterloo so gut geordnet erschien, so fest

sich schlug, daß die französische Armee, die sich hier schon für die Siegerin hielt, in einer so wilden Flucht und Auflösung das Schlachtfeld verließ, wie noch nicht leicht eine deutsche Armee sich aufgelöst hat. Mag der Franzose besonders im ersten Angriff noch so stürmisch sein, einmal geschlagen, verliert er den Muth viel mehr als der Deutsche. Das hat sich seit mehreren Jahrhunderten immer gleich erprobt. Blücher hatte das Geheimniß, die Franzosen an der rechten Stelle zu fassen: er griff sie an und ging ihnen mit blanker Waffe auf den Leib. Der Franzose scheint mehr dem Feuer verwandt, er wächst so zu sagen im Feuer; der Deutsche ist ein Sohn des Eisens und Stahls, mit dem Säbel in der Faust, mit dem Bajonett, mit dem Kolben hat er den Vortheil der Stärke über den Franzosen. Wie gut haben die preußischen Landwehren im Jahr 1813 den Kolben gehandhabt!

Die Verbesserungen, welche das ganze Heer zu Einer unüberwindlichen Kaisergarde machen würde, sind nach unserem zuversichtlichen Gewährsmann: Einheit des Oberbefehls; daß die höheren Befehlshaberstellen nicht nach dem Geblüt, sondern nach erprobter Tüchtigkeit besetzt würden, Einheit der Batallionsstärke, des Kalibers bei allen Feuerwaffen, damit nicht die

Batterie des einen deutschen Bundestheils wegen Munitionsmangels die neben ihr stehende eines andern im Stich lassen muß, während dieser zweite ihr überflüssig Munition leihen könnte, Uebereinstimmung in der Hauptsache der Uniform, damit nicht ein deutsches Regiment ein anderes deutsches für ein feindliches, oder ein feindliches für ein deutsches ansehe und behandle, Uebereinstimmung der Unterscheidungszeichen der verschiedenen Offiziersgrade, Ausbildung des Schützenwesens und Vorübung dazu auch außerhalb der Garnisonen.

Endlich zeigt unser Gewährsmann, wie der Erfolg der deutschen Waffen schon vor 50 und mehr Jahren hauptsächlich an Einem Uebelstand scheiterte: „Das Diplomatenwesen, statt von der Energie der Kriegsoperationen Nachdruck und Würde zu entlehnen, statt vom deutschen Soldaten und Offizier den Muth der Vaterlandsliebe zu lernen, lähmte die Kriegsoperationen, so daß die kostbarsten Augenblicke zu nachdrücklicher Entscheidung und Verfolgung gewonnener Vortheile ungenützt dahinschwanden.“

Das ist nicht heuer, sondern vor zehn Jahren geschrieben. — Was ist aber die Hauptsache, noch wichtiger als alle jene wichtigen Stücke? daß alle deutsche Krieger durch die Liebe zu dem Einen großen Vaterland vereint, brüderlich sich stützen

und helfen in Noth und Tod. Dann ist den alten deutschen Tugenden: der kaltblütigen Tapferkeit und der völligen Hingebung an die Befehle des Oberen, die Krone aufgesetzt, einer solchen Blüthe im Herzen, wird die reiche Frucht nicht fehlen. Dazu kann aber jeder, auch der geringste Soldat Handreichung thun. Vom deutschen Heere aus muß auf das deutsche Volk der kräftige Sinn für deutsche Einheit ausgehen, das Heer ist das eiserne Band der Einheit des deutschen Volks!

---

44. Unsere östreichischen Brüder in Italien.

Es wäre doch eine Schande, wenn wir von ihren neuesten, so glänzenden Waffenthaten in Italien nichts meldeten. Und sie hatten es hier mit keinem feigen Feinde zu thun. Daß der Italiener tapfer ist, wenn er gut disciplinirt und geführt wird, das haben die italienischen Truppen unter Napoleon selbst in dem eisigen Rußland bewiesen und die Franzosen haben es neuerdings erprobt. Unter den Italienern selbst gelten die Sardinier für die besten Soldaten, ihre Artillerie ist ausgezeichnet, und selbst der östreichischen gewachsen, sie

haben sehr gute Scharfschützen aus ihren Gebirgsgegenden; ihre Savoyardenregimenter sind so brav als die andern Franzosen. Von der Reiterei, worin die Deutschen überlegen waren, konnten diese wegen der vielen Kanäle wenig Gebrauch machen. Die Italiener sagen, Sardinien sei das italienische Preußen, das Schwert Italiens; auch den König von Sardinien nannten sie so, welcher auch in den beiden Feldzügen vorigen Sommer und dieses Frühjahr die größte Todesverachtung bewährte. Vor 10 Jahren hörte ich in einer sardinischen Stadt, wie ein Sardinier sich rühmte, ein sardinischer Soldat nehme zwei Franzosen, ein Franzose drei Oestreicher oder sonst Deutsche auf sich. Es hat sich die Rechnung aber etwas anders ausgewiesen. Vorigen Sommer warfen die Oestreicher die Piemontesen siegreich zurück und im vorigen März besiegten sie in einem sechstägigen Feldzug und zwei Schlachten das ungleich stärkere piemontesische Heer in seinem eigenen Lande und das vollkommen. Das grenzt an die Lorbeern des siebenjährigen Kriegs! Nun wollen wir aber uns von einem deutschen Landsmann erzählen lassen, der diesen sechstägigen Feldzug und die entscheidende Schlacht von Novara am 23. März dieses Jahrs mitmachte.

Mit der östreichischen Reiterei ließ sich die italienische gar nicht ein, außer wo sie an Zahl weit überlegen war. Am Schlachttag von Novara griff ein sardinischer Uhlanenzug ein östreichisches Husarenpiket an. Im Augenblick des Anrennens sprengt einer von den Uhlanen voraus und ruft den Husaren auf gut Ungarisch zu: „Kommt zu uns herüber, wir sind auch Ungarn!" Da setzt auch ein Husar aus dem Glied und haut diesen Uhlanen mit einem furchtbaren Hieb vom Pferd, indem er ihm noch in's Ohr ruft: „und ich bin ein Deutscher!"

Jener Augenzeuge erzählt uns: Ungeheuer war die Lust, womit die Soldaten dem Kommando: vorwärts, Folge leisteten; es schienen selbst die Pferde der Batterieen begierig, in den Kampf zu kommen, denn Alles ging in kurzem Trabe vorwärts. Man kann sich von dem Gerassel und Geklirr auf der Landstraße keinen Begriff machen. Von einer einzigen Trommel geführt, marschirten die Batallione in schnellem Schritt, ja sie liefen mehr als sie gingen. Der Anblick der langen Züge Verwundeter, die ihnen entgegen kamen, frischten ihren Muth nur noch mehr auf, tröstend riefen sie diesen unglücklichen Kameraden zu: wir werden's ihnen heimgeben! Auch sagten blessirt Zurückkehrende getrost: heut kriegten die Pie-

montesen genug, drüben schaut es noch ganz anders aus! Fast kein Soldat verließ sein Glied unnöthigerweise unter dem Vorwande, Verwundete zurückzubegleiten. Oefters führten Blessirte allein sich gegenseitig, ein Lahmer den Blinden, dem das Blut das Gesicht bedeckte. Ein Kaiserjäger (tyroler Scharfschütz), der mit verbundenem blutigem Kopf am Straßengraben saß, klagte: wir sind heute einmal recht unglücklich! als man ihm erwiederte, seine Wunde werde gewiß bald wieder heil sein, sagte er: „ja, das habe ich nicht gemeint; wir sind heut halt recht unglücklich, weil wir wieder so viele von unseren braven Offizieren verlieren." — Einen sehr gefährlichen Dienst hatten des achtzigjährigen Feldherrn seine „Kibitze", so hieß man beim Heer die Ordonnanzoffiziere, weil sie trotz einem Kibitz durch Dick und Dünn, durch Sumpf und Rohr dahinjagten. War ein Befehl an die Truppen, die im vordersten Treffen waren, zu bringen, so drängten sich zu dem Blutritt statt eines, immer zwei oder drei vor. Der Beorderte that dann noch einen tüchtigen Zug aus irgend einer freundnachbarlichen Feldflasche, und mit Windeseile ging's hinaus durch die Wagen, Geschütze, die Mannschaften hindurch. Povero giovine! (spr. tschiowine) armer junger Mann! riefen

die Weiber des Orts, bei dem anfangs der Generalstab hielt, denn, dachten sie: der kommt nimmer wieder!

Vortrefflich schossen unsere Leute, und mit einer Kaltblütigkeit und Genauigkeit, als seien sie auf dem Exerzierplatz, bedienten sie ihre Geschütze nach allen Regeln der Kunst, ohne die kleinsten Handgriffe zu übereilen. In dieser Ruhe und Genauigkeit im Richten liegt aber auch der große Vortheil der östreichischen, überhaupt der deutschen Artillerie. Als eines der Geschütze unserer 12pfündigen Batterie wieder geladen und gerichtet war, schlug eine sechszehnpfündige Kugel zwischen Rad und Lafette ein, riß einige Speichen und Felgen weg und streifte die Lafettenwand bedeutend; kaltblütig lehnte sich der Vormeister an seine Kanone, übersah Visir und Korn und sagte zu dem herbeigeeilten Offizier: „ich melde gehorsamst, daß die Richtung unverändert geblieben, auch ist an der Maschine nichts zerstört.“ — Der Feind, den ganzen Vormittag beinahe noch einmal so stark, konnte seine Plänklerketten immer wieder erneuern, während unsere Leute nicht zu bewegen waren, einen so schönen Platz jemand Anderem zu überlassen. Wie die bösen Geister drangen die Jäger vorwärts, behend von Baum zu Baum springend, sandten sie ruhig und sicher aus

ihren guten Stutzern das tödtliche Blei in die Reihen der Sardinier; wo sich auf dem Boden nur irgend eine Erhöhung befand, eine Furche oder dergleichen, da stellten sie sich auf und suchten ihren Mann auf's Korn zu fassen. Ein junger, frischer Bursche bei dem neunten Jägerbatallion, der als Feldzeichen einen ungeheuern Busch, einen kleinen Wald, auf dem Hute trug, stand hinter einem fußdicken Baume, heiter und guter Dinge, denn er schoß fast nie fehl; plötzlich fährt eine Geschützkugel daher, reißt den Gipfel des Baumes herunter, schleudert ihn auf die Erde, so daß der Jäger unter den Aesten und Zweigen für einen Augenblick vollkommen begraben liegt. Lachend windet er sich endlich hervor und sucht sich einen tüchtigen Erdhaufen, hinter welchem er sein Geschäft eifriger als zuvor fortsetzt. — Eben so tapfer und unerschrocken wie die Jäger, aber auch mit eben so großem Verlust, haben hier die Wiener Freiwilligen gefochten; es sind lauter blutjunge Leute von 16 bis 20 Jahren, und unter ihnen viele frühere Barrikadenhelden der Wiener Vorstädte, aber Respekt vor ihnen! Hier auf dem Feld der Ehre, unter guter Führung — denn sie hatten tüchtige Offiziere — haben sie sich heldenmäßig geschlagen und sind im mörderischsten Feuer nicht gewichen. Einer

dieser Freiwilligen von vielleicht 18 Jahren wurde, durch einen Streifschuß am Arm verwundet, widerstrebend zurückgeführt; laßt's mich los, schrie er immer, ist so ein Streifschuß der Mühe werth, um sich verbinden zu lassen? Ich will in's Feuer zurück zu meinen Kameraden! — Umsonst war es, ihn zu halten, er riß einem Soldaten, welcher das Gewehr eines Kameraden trug, dieses aus der Hand und eilte zurück in die Feuerlinie.

Nichts hat mehr zu diesem Siege beigetragen und nichts kann den deutschen Truppen mitten im meuterischen Welschland den Aufenthalt so angenehm machen, als der brüderliche Kameradschaftsgeist, welcher Offiziere und Soldaten umschlingt.

---

45. Das Treffen von Kolding.

Von M. W.

Die Dänen hatten im Frühjahr 1848 ihrerseits durch feindlichen Einfall in Schleswig den uralten, von vielen ihrer Könige beschworenen Rechten und Freiheiten des vor Gott und Menschen rechtlich unzertrennlichen Schleswig-Holsteins den Krieg erklärt oder

vielmehr ohne Weiteres es mit Krieg überzogen. Ebenso waren die Dänen es, welche im Frühjahre 1849, sobald die ihnen ungünstige Winterzeit verflossen war, den Waffenstillstand aufkündigten, die deutschen Häfen blockirten und dadurch viel tausend deutsche Familien brodlos machten. Wie ihr erster gewaltiger Handstreich an der Ausdauer weniger tapferer deutscher Soldaten bei Eckernförde scheiterte, haben wir gesehen. Wie eine große Doppelfestung lag den nun freudig vorrückenden deutschen Hülfstruppen die Insel Alsen mit ihrer Brücke nach dem Festland und den vor ihr liegenden großen Düppeler Schanzen in der rechten Flanke. Nach blutigen Rekognoscirungen, wobei die württembergischen und badischen Truppen den hannöverischen Brüdern männlich beistanden, wurde ein nächtlicher Ueberfall der Schanzen beabsichtigt; aber die Deutschen waren von Spionen umgeben, Feuerzeichen von Windmühlen in ihrem Rücken verriethen ihren Anmarsch. So wurde am hellen Tag, am 13. März, von den vereinten Baiern und Sachsen das große Schanzenwerk erstürmt. Endlich kam auch Erlaubniß, daß zunächst die Schleswig-Holsteiner ihre Grütze bei den Jütländern sich verdienen dürften, worüber sie aber erst einen ernstlichen Kampf mit der bei Kolding

an der südöstlichen Grenze Jütlands aufgestellten dänischen Armee auszufechten hatten.

Am linken Ufer des Flüßchens Kolding-Au und am westlichen Ende einer jener langgestreckten Ostseebuchten, die man im Lande „Fohrden" nennt, liegt zwischen zwei Hügelreihen diese jütische Stadt, welche bei den Dänen einen alten, stolzen Klang hat durch ihren Sieg über die Schweden 1644. In ihren Umgebungen und Straßen hatte auch in diesem Jahr den 23. April einer der wüthendsten und blutigsten Kämpfe statt, welcher ziemlich den Charakter einer Schlacht trägt. Es war gerade der Jahrestag der Erstürmung des Danewerks und Schleswigs durch die Preußen im vorigen Jahr. Die Lage Koldings ist noch malerischer, als die von Eckernförde. Das alte Königsschloß am nördlichen Ende der Stadt, von den Dänen „Kolding-huus" genannt, welches 1809 ein Raub der Flammen wurde und jetzt als eine gewaltige geisterhafte Ruine die terrassenförmige Anhöhe krönt, gibt dem Hintergrund des Städtchens eine ungemein malerische Verzierung. Von jeher hat sich diese Grenzstadt Jütlands durch ihren wüthenden Deutschenhaß ausgezeichnet. Der berüchtigte Orla Lehmann aus Veile hatte dort nicht nur Vetter und Freunde, sondern auch viele fanatische

Verehrer, welche längst schon die sogenannt „rebellischen“ Herzogthümer mit Feuer und Schwert verheeren wollten und den schleswig-holsteinischen Patrioten Herren Beseler und Reventlow den Galgen zugedacht hatten. Die Koldinger haben an diesem Tage diesen schändlichen, unnatürlichen Haß gegen ein stammverwandtes Volk bewährt, das für sein gutes Recht in Waffen steht, aber schrecklich ward er gebüßt. Der Kampf, den sie verrätherisch und meuchlings aus den Häusern gegen die braven Soldaten Schleswig-Holsteins führten, die, Anfangs von dreifacher Uebermacht bedrängt, sich auf's Heldenmüthigste vertheidigten — er hatte das Bombardement und die Zerstörung der Stadt zur Folge. Grausig sieht es jetzt in Kolding aus. Die Rauchsäule wirbelt noch aus den Trümmern von zehn niedergebrannten Häusern.

Die Dächer der übrigen Häuser sind großentheils durch Bomben zertrümmert, die Mauern von Kanonenkugeln durchlöchert, die Geräthschaften wurden mehr von dem Koldinger Gesindel, als von den erbitterten Soldaten zerschlagen und aus den Fenstern geworfen. Nur jenes plünderte. Ich gebe eine kurze Schilderung des Treffens, wie ich sie nach der mündlichen Erzählung der deutschen Offiziere und

Soldaten mit Bleistift niedergeschrieben. Auch von den dänischen Gefangenen in Christiansfeld erfuhr ich noch manche Einzelheit.

Die Schleswig-Holsteiner hatten Kolding am 19. April nach einem Gefecht besetzt. Die Dänen, wie immer von der Mitte Schleswigs an gegen Norden, von zahlreichen Spionen gut auf dem Laufenden gehalten, erfuhren, daß die Deutschen bei Kolding nicht zahlreich seien. Die Dänen griffen am 23. Morgens halb 5 Uhr, also am Jahrestage des Treffens bei Schleswig, die deutschen Vorposten an. Sie führten 19 Bataillone Infanterie, 8 bis 12 Schwadronen Kavallerie, zusammen 20,000 Mann und 30 Geschütze in's Feuer. Von Alsen war ihnen zuvor beträchtliche Verstärkung zugekommen, und der König selbst hatte das Heer inspicirt. Ihnen gegenüber stand nur die schleswig-holsteinische Armeedivision, 10 Bataillone Infanterie, 4 Jägerkorps, 3 Batterieen Geschütze und zwei Regimenter Dragoner stark, zusammen 16,000 Mann, aber von Alminde bis Wonfild auf einem ziemlich ausgedehnten Raum zerstreut. Bei den wellenförmigen Erhöhungen des Bodens war es unseren Vorposten unmöglich, das Anrücken der Dänen in weiter Entfernung wahrzunehmen. Das zweite Jägerkorps und das siebente Bataillon,

auf dem linken Flügel, wurden beinahe überfallen und mußten den Stoß eines vierfach überlegenen Feindes aushalten. Zugleich feuerten von dem Meerbusen her vier dänische Kriegsschiffe auf die Deutschen. Der linke Flügel der Dänen suchte zugleich die Stadt zu umgehen und jene Korps abzuschneiden. Er hätte seinen Zweck wahrscheinlich erreicht, ohne den heldenmüthigen Widerstand, den ihm das neunte Batallion (die von der Tann'schen Freiwilligen) in und vor der Stadt entgegensetzte. Auch die Jäger vom ersten Korps kämpften auf dem rechten Flügel wie Löwen. Letztere standen hinter den „Knicks" (Erdwälle zwischen den Feldern) und schossen die ansprengenden dänischen Dragoner, deren Pferde auf Ueberschreitung dieser natürlichen Hemmnisse eingeübt sind, reihenweise von ihren Pferden herunter. Der hartnäckige Widerstand, welchen die Dänen auf dieser Seite fanden, setzte unsern hartbedrängten linken Flügel in den Stand, in bester Ordnung, immer fechtend und gegen den andrängenden Feind Fronte machend, über das Bächlein Kolding-Au zurückzuziehen. Kolding selbst wurde geräumt. Die Bürger verrammelten ihre Häuser und aus allen Fenstern sprühte ein meuchelmörderisches Feuer von Rehposten und zerhackten Kugeln auf die Tapfern

vom neunten und siebenten Bataillon, welche sich kämpfend durch die Straßen schlugen und ihr Pulver halb gegen die eindringenden dänischen Soldaten, halb gegen die Koldinger Fensterschützen verpufften. Auf dänischer Seite zeigte besonders eine Schwadron der blauen Husaren tollkühnen Muth, in der Stadt stürzten sie sich auf das deutsche Fußvolk, aber nur ein Halbdutzend davon, worunter ihr Anführer, Leutnant v. Kastenskiold, kamen davon. Schon hatte diesen ein deutscher Jäger auf's sichere Korn genommen, als ihm sein Offizier sagte: „schieß ihn nicht nieder, er hat zu brav gefochten!" ruhig setzte der Jäger wieder ab und sagte in seiner plattdeutschen Sprache: Ja, Herr Leutnant, Se hebben Recht, so'n braven Kierl mööt man nich dodscheeten! — So machten es die Deutschen. — Etwa 40 Mann vom zweiten schleswig-holsteinischen Jägerkorps wurden hier mit ihrem Hauptmann gefangen. Die Dänen hatten eines der deutschen Fähnlein von einer Batterie erbeutet, und zwangen die gefangenen Schleswiger mit Kolbenstößen, dieses Fähnlein vor ihnen herzutragen. Selbst die dänischen Gefangenen in Christiansfeld haben uns diese höhnische Thatsache bestätigt. Doch die Rache folgte dem dänischen Uebermuth auf dem Fuße nach. Die deutschen Feldbatterieen eilten von dem zwei

Stunden rückwärts gelegenen Wonfild und Dalby, wo sie einen Landungsversuch der Dänen erwarteten, im Galopp heran. General Bonin kam in eigener Person mit der schleswig-holsteinischen Hauptmacht zur Unterstützung des Vortrabs. Auf den Höhen und Abhängen der südlichen Hügel am rechten, südlichen Ufer der Kolding-Au fuhren die Batterieen auf und eröffneten jetzt gegen die dänische Linie und die Stadt ein furchtbares Feuer, welches von 9 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr ununterbrochen dauerte. An der Rendebane geriethen die ersten Häuser in Brand. Bomben und Kanonen wütheten schrecklich gegen diesen Stadttheil. Das Feuer prasselte in hohen Säulen empor und theilte sich den Häusern der Sondergade mit. Beide Gassen sind jetzt nur dampfende Ruinen. Gegen 3 Uhr ertheilt General Bonin Befehl zum Angriff. Die Häuser am rechten Ufer der Kolding-Au wurden genommen, und von hier gegen das gegenüberstehende Postgebäude und das große Eckhaus ein verheerendes Kartätschenfeuer eröffnet. Die Dänen erwiederten dasselbe durch Schießscharten, die sie durch die Mauern der Häuser gemacht. Der Kampfmuth der Deutschen war nicht länger zu bändigen. Ungestüm forderten sie, daß man sie zum Sturme führe. Die tapferen Jäger und das brave

dritte und neunte Bataillon verlangten, an der Spitze der Sturmsäule zu kämpfen, um ihre gefallenen Kameraden zu rächen.

Der Zugang zur Brücke war durch sogenannte „spanische Reiter" (zwei Reihen kreuzweise aufgepflanzter Pfähle) gesperrt: Barrikaden vertheidigten die Zugänge zu den inneren Straßen. Aber die braven Deutschen bohrten im Kugelregen mit Hirschfängern und Bajonetten Oeffnungen in die Pallisaden und rissen sie dann mit den Händen nieder. All diese Verrammlungen wurden dann von unseren wackeren Soldaten mit dem Bajonet genommen. „Drauf! drauf!" jauchzten die feurigen Freiwilligen und rannten im Sturmschritt gegen die Dänen, die sich meist aus dem Staube machten. Aber ihre Kastelljäger und Offiziere hielten sich tapfer. Der Straßenkampf dauerte fast eine Stunde. Obwohl auf's Aeußerste erbittert gegen die meuchelmörderischen Bürger, die aus sicherem Hinterhalt so manchen deutschen Krieger niederstreckten, plünderten die Deutschen doch ihr Eigenthum nicht, außer Lebensmittel, und schonte man doch ihr Leben. Nur ein einziger von den mit den Waffen gefangenen Koldinger Bürgern ward von Bajonetstichen getödtet, alle Uebrigen gefangen nach dem Hauptquartier gebracht. Darunter Orla

Lehmann, der Hauptanstifter dieses Krieges, der mit der dänischen Armee gekommen war, den Landsturm zu organisiren und die Koldinger Bürger zum Kampfe aufzuhetzen. Er, der unsinnige Fanatiker, trägt die Hauptschuld, welche über die unglückliche, zerstörte Stadt gekommen. Nun ist er gedemüthigt und steht als Gefangener vor dem edlen Beseler, den er als seinen Todfeind haßt. Der Sieg bei Kolding ist zweifelsohne der wichtigste und vielleicht auch der blutigste, der bis heute über die Dänen erkämpft worden. Dieser prahlerische Feind hat nun erreicht, was er suchte. „Mann gegen Mann," prahlte immer der Däne, wollte er den „Aufrührern" gegenüberstehen. So kam es auch. Mann gegen Mann boten ihm die wackern Schleswig-Holsteiner die Stirne, ohne von einem einzigen Soldaten des Festlandes der deutschen Siegesarmee unterstützt zu sein. Denn diese, ihre natürliche Reserve, war auf mehrere Meilen nicht zu sehen. Und auf seinem eigenen Boden ward der hochmüthige Däne auf's Haupt geschlagen von der ganz neu geschaffenen schleswig-holsteinischen Armee.

Der Verlust der Dänen war sehr bedeutend; an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 800 Mann. Der größte Theil ihrer Todten blieb auf dem Kampfplatze zurück. In

Christiansfeld sah ich 70 gefangene Rothröcke und 60 erbeutete Husarenpferde. Auch der Verlust der Schleswig-Holsteiner ist beträchtlich, hauptsächlich in Folge des mörderischen Straßenkampfes.

Am meisten haben das vierte und neunte Bataillon gelitten. Auch vom zweiten Jägerkorps fehlten heute 61 Mann beim Appell. An Todten, Verwundeten und Vermißten beträgt der Verlust deutscherseits gegen 400 Mann, worunter viele Freiwillige von den besten Familien des Landes. Doch man verschmerzt ihn, man erträgt ihn sogar heiter im frohen Gefühl des Sieges. Die wackeren Jäger mit ihren schwarzen Roßhaarbüschen, die Dragoner mit ihren glänzenden Stahlhelmen, die schönen martialischen Gestalten der Tann'schen Freiwilligen vom neunten Bataillon — sie thun sich nun gütlich beim erbeuteten Weinhumpen, sie singen und lachen und schauen so frisch, so wohlgemuth, so kampflustig drein, als sei der ernste Schlachttag nur ein fröhliches Turnier gewesen. So hält die junge schleswig-holsteinische Armee ihren eigenen Taufschmaus; denn sie hat jetzt die Bluttaufe empfangen.

Dazu endlich wieder schönes Wetter! Prächtig strahlt sie heute vom Himmel die Koldinger Sonne, und aus blauer Höhe schmettern tausend

Lerchen ihre Triumphlieder herab auf deutsche Fahnen. Vater Bonin, Obergeneral der Schleswig-Holsteiner, hatte sich noch während des Kampfes auf einen Stuhl auf dem eben erstürmten Marktplatz gesetzt und kommandirte von seinem hölzernen Rosse aus. Am Abend drückte er manchem braven Soldaten die pulvergeschwärzte Hand. Auch diese belobten ihn gar treuherzig. Einige Kanoniere sagten zu ihm: „Wir danken See ok recht sehr, Herr General, dat See uns dat schööne Vergnögen hüüt makt hebt.“ Ein Anderer meinte es recht gut auszudrücken, indem er zu ihm sagte: „Nee, so eenen braven Kierl wie See is in der Welt nik mehr.“

Mit Leidwesen bekennen wir, daß seit diesem glorreichen Tag den deutschen Truppen keine Gelegenheit, keine Erlaubniß gegeben wurde, ihre muthige Vaterlandsliebe durch eine ruhmvolle, fruchtbare That zu bewähren. Das ganze Heer, vielleicht die Führer am schwersten, fühlt dieses stechende Leid. Der Vater des schleswig-holsteinischen Heeres, der Held Bonin, kränkelt wohl am meisten darob und über den Verlust eines Freundes, seines einen Auges, des vortrefflichen Delius. Kein Laut der Anklage soll über unsere Lippen kommen, so hart es auch insbesondere für die aus dem fernen

Süddeutschland herangezogenen braven Truppen ist, nun nur die Grütze, nicht den Lorbeer, blühen zu sehen. Das Schlimmste aber wäre, wenn dieses Leid, das den Krieger ehrt, sich wirklich verwandelte in Kaltsinn, in Mißtrauen, in Haß der übrigen deutschen Waffenbrüder gegen die Söhne eines deutschen Landes, die sich doch überall, wo es auch ihnen vergönnt war, besonders im vorigen Jahr, so muthig und siegreich schlugen. Die Verbrüderung deutscher Männer im Kampfe für Schleswig-Holsteins heilige Rechte hatte einen so herrlichen Anfang und Fortgang genommen, sie schien in Feuer geschweißt und gestählt; wenn nun auch von da aus der Brand des tödtlichen Bruderhasses ausbräche! Welches Unglück für das ohnedieß nicht überglückliche Vaterland! und welches Unrecht zugleich! Wer einen Tropfen von deutschem Blut im Herzen hat, der lösche diesen Brand, wir beschwören euch.

Und ohne Nutzen, ohne große Bedeutung ist dieser Feldzug ja nicht. Die Welt hat sich wieder überzeugt, daß in den Jahrzehenten des Friedens die deutsche Tapferkeit nicht eingerostet ist, sie hat geschaut die herrlichen Thaten des eben geborenen schleswig-holsteinischen Heeres, das freiwillige Anerbieten thüringischer Rekruten bei Eckernförde, den größten Gefahren

sich auszusetzen, die Standhaftigkeit der Nassauer, der Hessen, Hannoveraner und Anderer, die Einnahme der Düppeler Schanzen mit blanker Waffe, als der Feldherr kaum einen Versuch, eine Recognoscirung darauf, anzuordnen wagte. Die rheinpfälzischen Jäger haben da bewährt, daß sie gute Deutsche sind. Und die Sachsen, welche nach einem Nachtmarsch 12 Stunden in erster Linie im Gefecht waren! Mögen ihnen auch im Kampf von Sechs- und Zwölfpfündern gegen eine wenigstens drei- bis vierfach überlegene Anzahl von 24pfündern und 84pfünderbomben, einige Geschütze im Sumpfe verloren sein, ihre Ehre ist dort nicht stecken geblieben, sondern ohne Flecken hervorgegangen. Unsere Feinde können es auf eigene Kosten Europa bezeugen, daß, sobald es dem deutschen Soldaten erlaubt ist, mit derselben Schärfe gegen Deutschlands äußere Feinde sich zu schlagen, wie gegen verführte Brüder, er den Nagel auf den Kopf zu treffen weiß.

Schlußwort.

Wir haben bisher die Thaten unserer braven deutschen Soldaten, der jetzigen und ihrer Väter, reden lassen und wollen es noch ferner thun. Aus dem traurigen Bruderkrieg der Deutschen unter einander werden wir keine Züge bloßer Tapferkeit anführen, ob wir sie gleich auch da ehren. Aber das Andenken daran bliebe besser begraben. Wo aber da einer durch Edelmuth und Menschlichkeit sich ausgezeichnet hat, das werden wir mit Freuden melden; ebenso aber auch Schandthaten, aber nur wenn wir den Namen des Thäters erfahren können. Denn sollen wir das brave Regiment beschimpfen, von dessen Soldaten einer, aber nur einer, in Heidelberg in die mit badischen Soldaten gefüllten Särge mit dem Säbel hineinstach und schrie: „ihr Hunde!" So lange der Name eines solchen Menschen nicht genannt werden kann, würde durch Veröffentlichung nur das ganze unschuldige Regiment beschimpft.

Mit Freuden aber werden wir im nächsten Bändchen wieder von Schleswig-Holstein, von dem kühnen von der Tann und ebenso von seinen Kameraden erzählen. Denn im Felde da ist der Mann noch was werth, sei er hoch oder niedrig gestellt, wenn er nur brav ist. Darum: Für Deutschland d'rauf!

Inhalt.

Seite

Theodor Preußer 5

Kleinere Geschichten:

1. Die braven badischen Jäger in Hersfeld . . 29
2. Der standhafte Posten 33
3. Wie Soldaten eine Barrikade bauen . . . 35
4. Guter Rath für einen kleinen Leutnant . . 37
5. Kein Pardon 38
6. Wie ist einem verladenen Gewehr zu helfen? 39
7. Der Soldat beobachtet auch in einem Nothfall den militärischen Anstand 41
8. Der kommunistische Infanterist, und wie er theilt 43
9. Einen schönen Gruß von mir 44
10. Wie sich ein sächsischer Dragoner an seinem Leutnant rächt 45
11. So fängt man Spione 47
12. Undank ist der Welt Lohn 50
13. Was sich ein alter Soldat herausnehmen darf 53
14. Kränkender Mißbrauch der Subordination und die erlaubte Insubordination, auch wie ein Leutnant und sein Unteroffizier — ohne getrunken zu haben — sich brüderlich umarmen . . 55
15. Ein Grenadier thut im Kugelregen Buße . . 60
16. Weg mit allem Unnöthigen 64
17. Retur 65
18. Macht das Loch zu! 66
19. Der Baier und der Preuße 67
20. Der Brief 69
21. Das ist Preußisch! und das ist Russisch . . 71
22. So geht es in einer Schlacht her 72
23. Die Brüder und die Soldaten-Andacht . . 95
24. Ich möchte doch auch einmal bei einer Schlacht nur so zusehen 101
25. Der östreichische Herr Kamerad 105

Seite

26. Der glorreiche Rückzug 108
27. Wie der alte Dessauer Infanterist wurde . . 117
28. Die stehengebliebene Batterie 119
29. Was sind das für Vögel, die so pfeifen? . 123
30. Von dem Schneidergesellen, der Feldmarschall wurde, und von seinem Ellenmeß 124
31. Die badischen Dragoner 126
32. Himmelblau 129
33. Seltsames militärisches Ehrgefühl 141
34. Beleidigte Offiziersehre zu rächen ist nicht überall am Platz 142
35. Deutsche List und deutsche Ehrlichkeit . . . 143
36. Die deutsche Legion in Spanien 148
37. Der zerbrochene Kommißhafen 153
38. Französische Drohungen und hessische Kaltblütigkeit 154
39. Ein Deutscher hilft dem andern hinaus . . 157
40. Die Hessen 159
41. Die Württemberger 162
42. Ein Soldat deckt seinen Offizier und die Ehre seines Korps 163
43. Napoleon's Kaisergarde und der deutsche Soldat 165
44. Unsere östreichischen Brüder in Italien . . . 170
45. Das Treffen bei Kolding 176
Schlußwort 190

Der deutsche Bürgerkrieg in Baden,

von Augenzeugen geschildert,

nebst

andern Geschichten von und für Soldaten,

herausgegeben

von

Fr. Bernhard.

Stuttgart.

Verlag von J. Scheible.

1849.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bernhard, Fr.

Der deutsche Soldat Wahre u. schöne Geschichten von ruhmwürd. Thaten deutscher Krieger aus neuer u. neuester Zeit, geschrieben

Bd.: 1

Stuttgart 1849

Germ.g. 33 um-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015327-2